Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 106 (1986)

Artikel: Ein Haus in Zürich Riesbach und seine Bewohner um die Jahrhundertwende

Autor: Sarauw, Erica

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985239

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERICA SARAUW

Ein Haus in Zürich Riesbach und seine Bewohner um die Jahrhundertwende

Einleitung

Aus der Erinnerung an meine erste Lebenszeit im Hause Seefeldstrasse 9 in Zürich-Riesbach ist diese kleine Chronik aus den neunziger Jahren entstanden. Sie fällt in die relativ ruhige Periode zwischen dem Deutsch-französischen Krieg und dem Ersten Weltkrieg.

Das Seefeldquartier hat seinen damaligen, beinahe biedermeierlich-beschaulichen Charakter längst eingebüsst. Vielleicht sind diese Blätter gerade darum ein Beitrag zur Lokalgeschichte eines der einstigen Aussenquartiere Zürichs, das nun schon seit 90 Jahren eingemeindet und im Weichbild des nahen Stadtkerns aufgegangen ist.

Aus kindlicher Sicht gesehen sollen sie jedoch auch das Bild der Mitbewohner meines Geburtshauses spiegeln, Persönlichkeiten, die mir, gütigen Penaten gleich, zur Seite waren und meine ersten Schritte liebevoll gelenkt haben. Es sind die Hausbesitzerin, Frau Ida Goedecke-Honegger mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein Meta Hirzel, sowie der Historiker Professor Gerold Meyer von Knonau und seine Gattin Bertha, geb. Held. Mögen sie in diesen schlichten Aufzeichnungen mit ihren liebenswerten Wesenszügen aufleben! Ihrem Andenken sei die kleine Chronik des Hauses Seefeldstrasse 9 in Dankbarkeit zugeeignet.

Wer heute durch die Seefeldstrasse gegen den Tiefenbrunnen geht, kann sich das einstige, von Villen und Gärten gesäumte Gebiet kaum mehr vorstellen. Noch erinnern Strassennamen an die ehemaligen Gewerbetreibenden, wie beispielsweise die Hufgasse, die Wagnergasse und die Eisengasse. Auch liegen die ersten Anfänge der heute bedeutenden Firma Göhner im Riesbachquartier. Ich erinnere mich, wie nach einer Sturmnacht, in der da und dort Fensterscheiben in die Brüche gingen, es sich begab, dass der Meister oder ein Angestellter

dieses Geschäfts die «Chräze», beladen mit Ersatzscheiben auf dem Rücken, durch das Quartier wanderte und mit dem eintönigen Ruf «Glaa-seer» seine Dienste anbot. Doch längst ist jene kleinbürgerliche Welt Riesbachs im Baufieber der Grossstadt Zürich untergegangen.

Das Haus Seefeldstrasse 9, in dem nach zwei älteren Geschwistern auch ich geboren wurde, lag knapp an der Stadtgrenze. Sie verlief längs der Falkengasse. An ihrem Anfang stand eine doppelte Reihe stattlicher Bauten privaten oder halbprivaten Charakters. In diesem Sektor Riesbachs, dem einstigen Seeufer benachbart, erheischten die wenig soliden Erdschichten, von Lehm und Schlick durchsetzt, beim Bau von Häusern eine zusätzliche Konsolidierung der Fundamente. Es wurde mir erzählt, diese sei bei meinem Geburtshaus durch Einrammen von über 100 Eichbaumstämmen erreicht worden. Das Schauspiel habe viele Neugierige auf den Plan gelockt. Auf diesen Rost hat man anschliessend Sandsteinplatten verlegt, um den dreistöckigen Bau abzustützen. Als später der Seespiegel gesenkt wurde, ragten die eingerammten Stämme um einige Zoll aus der umhüllenden Erdschicht heraus und begannen, der Luft ausgesetzt, zu vermodern. Dadurch senkten sich mancherorts Hausflur und Parterreräume um ein Weniges; doch nie habe ich gehört, dass in der Folge ein Gebäude in Riesbachs «kleinem Venedig» dadurch ernstlich litt.

Das Haus, in dem ich in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts meine erste glücklichste Kindheit verlebte, hatte, inmitten seines gepflegten Gartens, herrschaftliches Gepräge. Ein im rechten Winkel nach rückwärts zum Haupthaus verlaufender Wirtschaftstrakt erweiterte es zum stattlichen Gebäudekomplex.

Sein spätklassizistischer Stil wies architektonisch manch ansprechendes Detail auf. Die schlanken Erker, welche die Strassenfront über zwei Stockwerke hinauf gliederten, endeten oben in Balkonen mit Brüstungen aus schwarzem Eisenguss. Diese dreifenstrigen Erker waren für uns Kinder ein vortrefflicher Ausguck nach allen Seiten stadtwärts über die Sechseläutenwiese und den Bellevueplatz bis zum mächtigen goldverzierten Zifferblatt von St. Peter, an dem meine Geschwister die Zeit ablesen lernten. Seeaufwärts zog sich die trottoirgesäumte Seefeldstrasse hin, auf der sich abends das interessante Schauspiel des Laternenanzündens durch Männer mit langen Stangen abspielte.[1] Auf diese beiden Errungenschaften, Trottoirs und Gaslater-

[1] Von Laterne zu Laterne wandernd, öffneten sie mit einem Haken an der Spitze der Stange den Gashahn daran und entzündeten so den «Auerstrumpf», bis sich eine funkelnde Girlande von 199 Lichtpunkten nach der Höschgasse hinzog.

Ansicht des Goedecke-Hauses, Seefeldstrasse 9, Zürich

nen, war Riesbach stolz, machten sie doch die Seefeldstrasse zur gern begangenen Promenade.

Der Blick aus dem mittleren Fenster der Erker fiel auf das 1891 erbaute Stadttheater, heute Opernhaus, und diesem vorgelagert auf den ersten Bau der «Neuen Zürcher Zeitung» an der Goethestrasse. So genoss man durch die günstige Lage des Hauses alle Vorzüge der nahen Stadt, verbunden mit jenen eines durch das Grün seiner Gärten aufgelockerten, gemütlichen Aussenquartiers.

Uns schräg gegenüber, dicht an der Seefeldstrasse, stand das vornehm wirkende, einstöckige Haus Schneeli, damals bewohnt von Fräulein Helene Rudolph, einer mit unserer Hausherrin, Frau Goedecke, befreundeten Dame. Anschliessend, ländlicher, bürgerlicher, der niedrige Giebel des Wüscher'schen Hauses, das uns die Aussicht auf den Ütliberg mit seinen prächtigen Sonnenuntergängen und ein gutes Stück See freigab. Ein einstöckiger Vorbau gegen die Seefeldstrasse hin beherbergte das Wüscher'sche Schuhgeschäft, und auf der darüber liegenden Terrasse sah man die drei hübschen Töchter dieser Familie in ihrer Freizeit spielen. Auch fällt mir wieder die aufrechte Gestalt von Herrn Wüscher ein, wenn er nach getanem Tagewerk in feierabendlichem Tenue, betont durch einen grauen Halbzylinder, das Geviert seines Hauses umschritt. Im Vorgarten markierte eine grosse Linde die Kreuzung Seefeldstrasse/Seehofstrasse. Ihre Krone leitete hin zum Grün des kleinen Gartens rings um das Haus des bekannten Botanikers, Professor Schinz, und von da an weiter zu den ebenso mächtigen Parkbäumen der «Seerose», Besitztum der Familie Schlaepfer-Rosenmund. Dieses Gut reichte früher bis an den See, dessen Uferlinie man sich ungefähr auf der Höhe der Dufourstrasse vorzustellen hat.

Auch das Goedeckehaus verfügte über einen, wenn auch bescheideneren Garten, in dem wir Kinder herumspringen und unter den rotkerzigen Kastanienbäumen spielen konnten. Sein Hauptakzent war eine hochragende Wellingtonia, welche die beiden nach Südosten orientierten, mit Glycinien übersponnenen Sandstein-Balkone des Hauses vor dem Einblick der gegenüber liegenden Pension Neptun schützte. Dort waltete die Inhaberin, Frau Therese Mettler, ihres Amtes, den klirrenden Schlüsselbund am Gürtel. Rückseitig wurde der Garten durch den langgezogenen Schopf der 1852 von Holzhändler Meinrad Schneeli erbauten Reitanstalt abgeschlossen.

Er umgrenzte im Verband mit dem Wirtschaftstrakt und der Rückseite des Hauses das nur gegen Südosten offene Hofviereck.

Eine steinerne Service-Treppe führte zum ersten Podest des grosszügig angelegten Treppenhauses empor und von dort über die blankgewichsten Stiegen zu den Gemachtüren der drei Stockwerke, wo die verschiedenen Partien des Hauses lebten.

Rückblickend kommt mir dieses Haus vor wie ein gut funktionierender, kleiner Staatenbund, in seinen einzelnen Gliedstaaten autonom und doch innerhalb dieser, in allen grösseren Anliegen, im Interesse des Ganzen verständnisvoll aufeinander abgestimmt.

Regelmässig wiederkehrend gliederten die häuslichen Ereignisse den Verlauf der Zeit und setzten auch für uns Kinder ihre Marksteine. Im Frühling war es die «Useputzete» mit dem Matratzen-Sonnen im Hof und den dazu gehörigen Klopfgeräuschen, im Herbst das Einwintern der Wohnungen mit Abnehmen der Sommerbezüge von den Polstermöbeln, dem Entrollen der eingemotteten Teppiche und dem Anbringen der wärmenden Fenstermäntel. Zwischen Fenstern und Vorfenstern zauberten hübsche Hyazinthenzwiebeln und zartfarbige Zyklamen einen Hauch von Frühling vor die winterliche Landschaft draussen.

Vor allem aber war es die monatliche grosse Wäsche, die das häusliche Leben bis zum vereinfachten Speisezettel beherrschte. Selbst die Köchin brauchte man während dieser Tage als zusätzliche Hilfskraft. Deshalb musste man meistens mit dem bei uns Kindern wenig beliebten gesottenenen Rindfleisch vorlieb nehmen. Gekaut und wieder gekaut wurde es von Backe zu Backe geschoben und schliesslich zur trockenen, faden Kugel reduziert, heimlich im Schürzentäschchen verstaut, um in einem unbewachten Augenblick beseitigt zu werden.

Inzwischen hatte das grosse Vorhaben bereits bei Tagesanbruch in der, im Wirtschaftstrakt vier Stufen unter Hofniveau liegenden Waschküche mit dem Anheizen des Kessels seinen Anfang genommen. Neblige Dämpfe drangen durch die offene Türe dieser Unterwelt ins Freie, rotangelaufene Arme schwangen eingeseifte Wäschestücke und liessen sie klatschend auf die Walkbretter niederfallen. Dann kamen sie gespült in den «Sutt», wo sie mittels eines polierten Holzstabes in Umlauf gehalten wurden, um schliesslich, fein gerollt, in mit Wachstuch gefütterten Körben vier Treppen hoch auf die Winde getragen zu werden. Regnete es, so wurde dort aufgehängt, schien die Sonne, draussen auf der Zinne, die über einem kaum mannshohen Zwischenboden lag, in dem zahlreiche Tauben nisteten.

Das Geschäft des Wäscheaufhängens spielte sich nach einem streng eingehaltenen Ritual ab. Alles wurde, fein säuberlich sortiert, die

Monogramme in der untern Ecke links, an die aufgespannten Drähte gehängt: Leintücher, Kissenüberzüge, Tischtücher und Servietten. Zum Schluss ergab sich ein schönes, regelmässiges Bild. Dann bot die Zinne den Anblick einer Fregatte, welche, alle Segel gesetzt, zur Fahrt ins Blaue in See sticht. Berechtigter Stolz mischte sich mit der Befriedigung, die erste Etappe des wichtigen Werkes hinter sich gebracht zu haben. Man brauchte nachbarliche Blicke nicht zu scheuen, man durfte sich sehen lassen mit seiner blendend weissen Schau.

In einem weiteren Arbeitsgang musste die trockene Wäsche in einen neben dem Hausflur gelegenen Raum geschafft werden, wo die hölzerne Mange eingemauert war. Ihr Korpus bestand aus einem Sockel und zwei darüber liegenden, von Steinbrocken beschwerten Holzplanken, zwischen die man die einzelnen Stücke einführte. Durch die von einem Schwungrad in Bewegung gesetzte Mange gepresst, konnte man sie an der gegenüberliegenden Schmalseite, gleichsam appretiert, in seidigem Glanz wieder in Empfang nehmen. Wir Kinder trieben uns bei diesem interessanten Vorgang gerne im Parterre herum, um uns nach Abschluss des Mangens von einer gutmütigen Seele, auf der Mange thronend, hin und her kutschieren zu lassen. Endlich war für die geplagten, redlich Abgeschafften Feierabend. Kaffeeduft durchzog das Haus und lud sie an den reichlich gedeckten Küchentisch nach oben. Damit fand ein zu jener Zeit noch ohne komplizierte Hilfsmittel bewältigtes Tagewerk von heute unvorstellbarer Mühsal sein Ende.

Verglichen mit der Wäsche war die jedes Frühjahr im Hof stattfindende «Anke-Südete» ein reines Vergnügen. Da wurde unter einem aussen russgeschwärzten, innen blitzblanken Kupferkessel ein Holzfeuer entfacht und darin die goldgelbe Maienbutter geschmolzen. Bis zum Siedepunkt gebracht, rührte man sie mit einem Holzstab wieder kühl, um sie dann in die bereitstehenden grossen, grauen Steinguttöpfe zu füllen. Mit sauberem Mulltuch zugebunden, hielt sich dieser Vorrat an Butter in den Kellern monatelang.

Früher hatte die «Anke-Südete» unter den Bögen stattgefunden, woran sich Professor Meyer von Knonau aus seiner Primarschulzeit noch gut erinnerte. Er erzählte, dass manche seiner Kameraden in der Morgenpause hingerannt seien, wobei sie ihr «Znünibrot» mit absichtlichem Stolpern in einen der brodelnden Kessel hätten fallen lassen. Darauf habe seine erboste Besitzerin wohl oder übel das mit süssem Anken vollgesogene Brot dem Schläuling zurückgeben müssen. Diese Geschichte liebten wir Kinder besonders, bewies sie doch, dass man

früher auch nicht tugendhafter gewesen war. Unvermerkt, ungetrübt gingen so die Jahreszeiten mit ihren Begebenheiten ineinander über.

Und doch hatte das Haus neben diesem taghellen Gesicht auch ein nächtlich unheimliches, von dem man nicht gern sprach. Seit einer Reihe von Todesfällen in seiner Frühgeschichte munkelte man in der Nachbarschaft, dass es darin spuke. Und wirklich schienen unerklärliche Vorkommnisse zu nachtschlafender Zeit diese Gerüchte zu bestätigen. Schwere, schlurfende Schritte in den Korridoren, das Auf- und Zuklappen des metallgefassten «Guggerli» an der verglasten Wohnungstür – die Mädchen hatten es doch vor dem Zubettgehen gewissenhaft verschlossen – zählten noch zu den harmloseren nächtlichen Störungen. Schwerwiegender war das Erlebnis eines Mädchens, das in Ferienabwesenheit seiner Herrschaft die oberste Wohnung hüten musste. Von einem Geräusch aus dem Schlaf geweckt, sah es beim Schein einer rasch entzündeten Kerze mit Entsetzen, wie an seiner verriegelten Kammertür von aussen her die Klinke niedergedrückt wurde. Schreckgelähmt erwartete es den Morgen. Dann alarmierte es die anderen im Stockwerk unter ihm schlafenden Mägde und bat sie, ihm beim Durchsuchen der Wohnung nach Spuren des nächtlichen Besuchers beizustehen. Aber es fand sich nichts Verdächtiges. Dieser Vorfall blieb unaufgeklärt. Im Lauf der Jahre wurde der nächtliche Poltergeist diskreter; wahrscheinlich bewog ihn der zunehmende Verkehr in der Seefeldstrasse, für seine okkulten Aktivitäten stillere Wohnquartiere aufzusuchen.

Doch nun aus der Nacht mit ihren gespenstischen Begebnissen zum erwachenden Tag mit seinen vertrauten Geräuschen: scheppernde Milchkannen, Kinderstimmen und der Hufschlag des Rösslitrams, das, munter stadtauswärts trabend, goldfarbene «Rossbumbele» hinterliess, denen in der Morgenfrische ein feingekräuseltes bläuliches Räuchlein entstieg. Dann sah man Frau Goedeckes brave Köchin Julie mit Besen und Schäufelchen auf die Strasse eilen, um das begehrte Düngemittel für ihre Blumenbeete zusammenzukehren. Sie war am Anfang der Seefeldstrasse die einzige Anwärterin auf diesen sozusagen vom Himmel gefallenen Segen, während weiter draussen an der Höschgasse der jugendliche Nachwuchs von Gärtnereien ihn sich in heissen Strassenkämpfen abgejagt haben soll.

Julie gehörte zur Gruppe der guten Hausgeister, von denen je zwei in jedem Stockwerk für das Wohl der Herrschaft sorgten. Damals war es noch leicht, gute Dienstboten zu finden. Sie entstammten meist dem süddeutschen Raum um den Bodensee oder dem Schwarzwald

mit seiner uns artverwandten Bevölkerung. Sofern sie nicht heirateten, blieben sie in der Regel ihrer Herrschaft bis zu deren Tod treu. Auch wir hatten eine solche gute Seele in dem Kindermädchen Lina Buchmeier aus Kluftern am Bodensee. Lina war katholisch und nahm mich oft auf ihre Gänge in die Liebfrauenkirche mit. Ich muss noch recht klein gewesen sein, denn ich sehe mich, während Lina in der vordersten Kirchenbank ihre Gebete verrichtete, auf dem roten Läufer der Altarstufen sitzen. Dort verhielt ich mich mäuschenstill und liess den Blick durch den hohen lichten Raum mit seinen farbenprächtigen Bildern und ihren goldenen Zierrat schweifen. Wenn dann auf der Empore plötzlich die Orgel mit brausenden Klängen einsetzte, so überströmte mich ein unsägliches Glücksgefühl, für das ich noch keine Worte fand. Zuhause sagte ich kaum etwas davon. Aber mit der Zeit wurde man doch inne, wie beeindruckt ich von den Gängen aus der Kirche heimkehrte. Auf meiner Schwester Gerty verfängliche Frage beim Zubettgehen, ob ich am Ende wohl gar noch katholisch werden möchte, antwortete ich in aller Unschuld: «Ja, das möchte ich.» Diese Antwort hinterbrachte sie sogleich unseren Eltern. Darauf fanden die Kirchenbesuche mit Lina schlagartig ein Ende.

Doch ist mir von jenen frühen Eindrücken aus der Welt lichter Farben, Formen und Klänge ein kostbares Erbe geblieben: Nie muss ich beim Betreten eines katholischen Gotteshauses das Gefühl des Fremdseins überwinden. Seien es die Sandsteinfliesen der Gotik in deutschen oder französischen Kathedralen, seien es die farbig gemusterten Mosaikböden der Brüder Cosmati in römischen Basiliken – wenn mein Fuss sie betritt, so werde ich wieder zu jenem andächtigen, beglückten Kind von einst.

Denke ich an die Penaten meiner Kindheit zurück, so stehen sie zwar greifbar nahe vor mir, ich sehe ihr gütiges Lächeln, ich höre den Klang ihrer warmen Stimmen, begütigend, ermahnend, aufmunternd. Aber es fehlt diesen kindlichen Erinnerungsbildern doch mancher markante Zug, der sie erst zu den charaktervollen, profilierten Persönlichkeiten macht, die sie in Wirklichkeit waren. Darum mag der folgende Bericht manchmal weiter ausholend auch Episoden einbeziehen, die über den engen, privaten Kreis der einstigen Hausbewohner hinausführen oder in ihrer Vorgeschichte wurzeln.

Als erste Bewohnerin des Goedecke-Hauses aus unserer Familie ist meine Grossmutter väterlicherseits, Gertrud Sarauw-Mayer, zu nennen. Sie brachte die beiden letzten Jahre ihres Lebens im untersten Stockwerk dieses Hauses zu.

Zuvor hatte Grossmama mit ihrem Gatten im dritten Stock der Kreditanstalt Ecke Paradeplatz/Talacker gewohnt. Doch nach dem Tod ihres Mannes sah sie sich eines Herzleidens wegen genötigt, nach einer leichter zu ersteigenden Wohnung Ausschau zu halten. Da kam eine eben frei gewordene Etage im Goedecke-Haus, Seefeldstrasse 9, ihren Wünschen entgegen.

Mit der Hausherrin, Frau Goedecke, verband sie gemeinsame ostschweizerische Herkunft: Beide Damen stammten aus St. Gallen. Aber während es Frau Goedecke vergönnt war, Zeit ihres Lebens geborgen in der schweizerischen Heimat zu verbleiben, verschlug das Schicksal Grossmama an Siziliens Strand, nach Messina. Dort verbrachte sie 32 Jahre als Gattin des Exporteurs und Handelsherrn J. A. Sarauw. Erst nachdem er in den Ruhestand getreten war, übersiedelte sie mit ihm nach Zürich, wo die beiden jüngsten Söhne Eduard und Alfred – mein Vater – an der ETH Chemie studierten und die einzige Tochter Ida als Gattin des im Seidenhandel tätigen Kaufmannes Arnold Hochstrasser lebte. Auch drei unverheiratete Schwestern von Grossmama, die Tanten Marie, Rosalie und Hedwig sowie ein lediger Bruder William hatten ihr Domizil in St. Gallen aufgegeben, um dem kleinen Familienverband, wenn auch in eigenen Wohnungen, nahe zu bleiben.

Wie war es bei meinen Grosseltern zu der ihrem Charakter nach spannungsreichen Verbindung zwischen einem Dänen und einer Schweizerin gekommen? Die Wurzeln liegen in den vorangehenden Generationen. Um sie aufzudecken, muss ich zurückblenden, zunächst ins Elternhaus meiner Grossmutter aus St. Gallen, in die Familie Mayer-Gonzenbach am Graben.

Dort finden wir Grossmama im Kreis von acht Geschwistern als drittjüngste Tochter des Bankiers und Kaufmanns Jean-Jacques Mayer. Urgrossvater Mayer muss eine interessante Persönlichkeit gewesen sein, ein initiativer Geschäftsmann und grosser Reisender, dessen Fahrten bis nach Nord- und Südamerika gingen, wo er noch auf dem Pferderücken die Anden überquerte. Er war zudem ein Förderer der schönen Künste und protegierte junge Maler in den oft schwierigen Anfängen ihrer Karriere. Leider sind neben seinen hohen Qualitäten auch weniger sympathische Charakterzüge überliefert: Jean-Jacques Mayer galt als Haustyrann, der die Seinen unter eiserner Fuchtel hielt und manche Neigung der schönen Töchter durch ein väterliches Veto im Keim erstickte.

Dieses damals durchaus zeitgemässe Verhalten wirft ein Schlaglicht auf die abhängige Stellung der Frauen in der Gesellschaft jener Zeit.

Porträt von Gertrud Sarauw-Mayer, gezeichnet von ihrem Onkel, dem Maler Carl Gonzenbach, St. Gallen. Grossmutter der Autorin, die als Mieterin des 1. Stockwerkes in das Goedecke-Haus gezogen war.

In den Familien waren es die Söhne, Stammhalter und Namensträger für die Zukunft, die zählten. Nicht so die Töchter. Blieben sie ledig, führten sie bestenfalls ein durch die Eltern gutwillig geduldetes Schattendasein ohne Möglichkeit eigener Lebensgestaltung, ja oft zu dienstbaren Geistern für die Herren der Schöpfung degradiert. Wer dieses Sklavendasein klaglos ertrug, galt als gehorsame Tochter, wer dagegen aufmuckte, war ein rebellisches, für den Familiengewaltigen abgeschriebenes Kind. Als Gertrud – nachmals meine Grossmutter – ihr Schicksal selbst in die Hand nahm, soll der Vater ihr Bild in seinem Kontor nach der Wand gekehrt haben mit dem Ausspruch: «Nun habe ich eine Tochter weniger».

Im Jahre 1844 beschloss J.-J. Mayer eine Reise ins heilige Land zu unternehmen. Dabei wollte er sich von seiner Frau und der Tochter Gertrud begleiten lassen, weil er die letztere damit einem ihm nicht genehmen Freier in St. Gallen zu entziehen hoffte. Die Damen sollten in Messina auf halber Wegstrecke in der Obhut seines Schwagers, des Schweizer Konsuls Viktor Gonzenbach, verbleiben, wo er sie bei seiner Rückkehr aus Palästina wieder abzuholen gedachte. Dieser Plan wurde eingehalten. Der lebenslustigen jungen Gertrud ist wohl bei den zahlreichen Vergnügungen, die Messinas Fremdenkolonie bot, wie Tanzereien, Eselsritten aufs Land, Picknicks, sogar Bällen mit Seeoffizieren im Hafen liegender Kriegsschiffe, die Zeit nicht lang geworden. Bei einem dieser Anlässe trat der um zwanzig Jahre ältere Handelsherr und Exporteur Johann Adolf Sarauw in ihren Gesichtskreis. Er war Inhaber des dänischen Handelshauses Ferdinand Baller & Cie, einer Import- und Exportfirma, die mit ihrem Ursprungsland Dänemark in lebhaften Austauschgeschäften stand. Im Herbst importierten dänische Kutter Landesprodukte aus dem Norden nach Messina: Eingesalzene Butter, gepökelte Heringe, Stockfisch und anderes mehr, um hierauf im freigewordenen Laderaum Südfrüchte in ihre Heimat zurückzubringen. Dieser Austausch musste in wenigen Wochen bewerkstelligt sein, nämlich zur Zeit der Orangenernte, damit die frostempfindlichen Früchte vor Wintereinbruch in Dänemark ankamen. Die Reise war damals noch gefahrvoll. Sie führte durch den von Seeleuten gefürchteten Golf von Biscaya und die Strasse von Gibraltar. So wuchs in Messina stets die Spannung, bis man hinter der Nordspitze Siziliens, dem Kap «Faro», die Mastspitzen der kleinen dänischen Flottille auftauchen sah. Der Inhaber des Exporthauses Baller habe jeweils vom Balkon seines Kontors am «Ringo», mit einem Binokel bewaffnet, nach den Ersehnten Ausschau gehalten. Das

gab in der deutschen Kolonie zur Bemerkung Anlass, Herr Sarauw habe wohl wieder das «Apfelsinenfieber». Meistens lief alles glimpflich ab. Nur einmal – so hat mir Vater erzählt – sei bei hohem Seegang im «stretto» ein Boot gekentert, so dass die dänischen Seebären, auf dem Kiel reitend, den Hafeneingang passieren mussten.

Mein Grossvater Sarauw, jüngster Sohn aus der kinderreichen Familie eines hohen Forstbeamten in Soroe, Dänemark, war durch Vermittlung von Freunden seiner Eltern als blutjunger Volontär in das Handelshaus Ferdinand Baller nach Messina gekommen. Dort arbeitete er sich dank seiner Tüchtigkeit und seines Fleisses im Lauf der Jahre zum Kompagnon und schliesslich zum Inhaber dieses Unternehmens empor. Die Geschäfte hatten ihn bis jetzt von jedem Gedanken an die Gründung einer eigenen Familie abgehalten. Doch als nun die anmutige, junge Gertrud Mayer in sein Blickfeld trat, eroberte sie das Herz des Junggesellen im Sturm. Gertrud ihrerseits empfand Sympathie für den tüchtigen Mann. Dabei bewog sie wohl das Gefühl unbedingten Zutrauens in seine integre Persönlichkeit und der Wunsch, der väterlichen Gewaltherrschaft zu entgehen, seine Werbung anzunehmen. Als Vater Jean-Jacques Mayer aus dem heiligen Land zurückkehrte, fand er Gertrud verlobt vor. Bei dieser Neuigkeit muss sein Zorn gewaltig gewesen sein. Aber Gertrud blieb fest. Sie erklärte, nicht mehr nach St. Gallen heimkehren zu wollen, wo im Elternhaus am Graben «das erschlagene Liebesglück ihrer älteren Schwester Marie wie ein Gespenst umgehe».

An Bord eines englischen Kriegsschiffes in Syrakus, das sie, begleitet von ihrem Bräutigam zu Pferd, bequem in einer Sänfte erreichte, wurde sie ihm angetraut. Der Bruch mit dem Elternhaus in St. Gallen schien endgültig. Als aber ihrem Vater im Lauf der nächsten Jahre eine Reihe aufgeweckter Enkel erwuchs und der Schwiegersohn in seinen Geschäften immer erfolgreicher wurde, kam eine Versöhnung zustande. Fortan konnte Grossmama mit ihren Kindern jedes zweite Jahr die Reise in die Heimat unternehmen, meist assistiert durch ihre energische Schwester Rosalie, die ihr entgegen kam. Zu jener Zeit glich eine solche Fahrt noch einem Abenteuer. Einmal mussten die beiden Frauen, jedes Geräusch vermeidend, nachts die «Marina» in Strümpfen überqueren, weil während des Krieges beider Sizilien – 1848 – die Küstenstrasse, die sie von ihrem abfahrtsbereiten Schiff trennte, unter Beschuss lag.

Von Messina fuhren sie via Neapel nach Genua, wo man Pferdedroschken für die Strecke über den Gotthard mietete. Eine erste

Ruhepause nach diesen Strapazen wurde in Brunnen im Hotel «Waldstätterhof» eingeschaltet. Grossmama war mit der Hoteliers-Gattin, Frau Fassbind, befreundet; denn diese hatte man ihr als junge Tochter des in neapolitanischen Diensten stehenden Schweizer Obersten Steinauer auf längere Zeit in Messina in Obhut gegeben. Von Vater weiss ich, dass er als Bub mit dem kleinen Agathli Fassbind, der späteren Gattin des Malers Schoeck und Mutter des Komponisten Othmar Schoeck, beim Zwischenhalt im «Waldstätterhof» gespielt hat.

Nach einer Woche Erholung ging es weiter über Zürich, wo sich Grossmama als Durchreisende im Gästebuch des Hotels «Baur en Ville» unter dem Datum aus den sechziger Jahren verewigt hat, auf dem Weg nach St. Gallen.

Dieses Hin und Her zwischen Ländern mit verschiedenen Kulturen und Sprachen, Italien und der Schweiz, dazu noch Schuljahre in Dänemark, liess die Sarauw-Kinder zu jungen Weltbürgern werden, die früh lernten, sich anzupassen und zurecht zu finden. Die internationale Geselligkeit in ihrem Elternhaus in Messina trug dazu nicht wenig bei. Gastfreundlich aufgenommen, fanden viele Besucher aus nah und fern dort einen willkommenen Stützpunkt auf ihren Italien-Reisen. Unter diesen Gästen befanden sich auch junge deutsche Zoologen, von den Kindern des Hauses die «Fisch-Doktores» genannt, wie der nachmalig hochberühmte Ernst Haeckel, welcher in der fischreichen Meerenge von Messina dem Amphioxus[2] nachjagte. Der Historiker Ferdinand Gregorovius, Autor der «Wanderjahre in Italien» verkehrte ebenfalls im Hause. Ich habe seinen Namen unlängst auf einer Whist-Tafel aus jener Zeit entdeckt, auf der Mitspieler unter den Daten vom 7. und 21. Mai 1874 vermerkt sind.

Zur Weltläufigkeit unseres Vaters stand die Sesshaftigkeit der Mutter in auffallendem Gegensatz. Sie hing mit ganzer Seele an ihrer Vaterstadt Zürich und hätte sie wohl niemals verlassen, wäre ihr dies vom Schicksal gewährt worden. Als ältestes Kind des Seifenfabrikanten Friedrich Steinfels und seiner Frau Louise, geb. Cramer, war sie am 21. März 1861 im Haus zum «Untern Berg» am Hirschengraben geboren worden. In Zürich durchlief sie die Schulen und knüpfte die ersten Freundschaften an. In Zürich besuchte sie nach ihrer Pensionszeit im Frankfurter Institut Funk die akademischen Bälle und genoss 1880 bei der «See-Gfrörni» in voller Jugendlust die Schlittenpartien

---

[2] niedrigste Stufe der Wirbeltiere

und das Schlittschuhlaufen über die spiegelnde Eisfläche. In diesem Kreis lernte sie ihren späteren Lebensgefährten, den Chemiker Dr. Alfred Sarauw, kennen. 1886 folgte sie ihm als junge Gattin in ihr erstes Heim an der Seefeldstrasse 9, wo sie, weiterhin im geliebten Zürich verbleibend, wohl die glücklichsten Jahre ihres Lebens zugebracht hat.

So verschieden unsere Eltern ihrer Herkunft nach auch waren, vereinte sie doch ein gemeinsames Band: die Verwandtschaft durch die beidseitigen Vorfahren Gonzenbach. Bei Vater ging sie über die Stadt-St. Gallische Linie, bei Mutter über das Schloss Hauptwil. Diesem Zweig brachten zur Zeit meines Ur-Urgrossvaters August Gonzenbach Rotfärbereien namhafte Einkünfte. Daher war der Lebensstil in seinem Hause gehoben, um nicht zu sagen luxuriös. Man hat erzählt, dass die Damen Gonzenbach jeden Frühling mehrspännig nach Paris gefahren seien, um sich dort nach der neuesten Mode zu equipieren. Hübsche Garderobestücke, wie seidene Empire-Corsagen, bestickte Atlas-Pantöffelchen und ein mit Goldpailletten brodiertes Fächerchen, die sich bis auf mich vererbten, scheinen dieses Gerücht zu bestätigen.

Der geistige Rang des Hauses aber ist daran zu ermessen, dass August Gonzenbach 1800 den Dichter Friedrich Hölderlin als Hauslehrer nach Hauptwyl berief. Mitte Januar 1801 trat dieser in euphorischer Stimmung seine Tätigkeit an. Freilich dauerte sie nur drei Monate. Am 11. April sah sich Gonzenbach veranlasst, das Anstellungsverhältnis mit einem schonenden und feinfühligen Brief zu kündigen. Es zeigten sich wohl bei dem Dichter schon Vorboten der geistigen Erkrankung, die Anfang Mai 1802 während seiner Hofmeisterzeit in Bordeaux in unverkennbare geistige Zerrüttung umschlug.[3]

Die vier Töchter der Familie heirateten alle, wobei die Allianz-Namen Züblin, Cramer, Esslinger und Brunnschwiler zu erwähnen sind. Ein Nachkomme aus der Linie Züblin war Dr. Hermann Escher, Gründer der Zentralbibliothek Zürich. Sprach man ihn als Vetter an, so quittierte er dies mit einem freundlichen Kopfnicken, ungeachtet der sehr weitläufigen Verwandtschaft.

---

[3] Dokumente aus dieser Periode sind erhalten, u. a. das von Hochachtung getragene Zeugnis, das Gonzenbach dem Dichter am 13. April 1801 ausstellte (abgedruckt bei Carl C. T. Litzmann: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen..., 1890, No. 216, 218, 220–224, mit Anmerkung = Seite 560–588).

Alfred Sarauw-Steinfels und Luise Sarauw-Steinfels,
die Eltern der Autorin

Doch zurück zu den Menschen, die ich nicht nur aus Berichten anderer kenne, sondern selber getroffen habe.

Als tiefes Erlebnis steht unter ihnen die Genfer Malerin Aimée Rapin im Vordergrund, nicht bloss, weil sich heute die Anteilnahme in besonderem Masse dem Los der Behinderten zuwendet, sondern als interessanter Vergleich, wie ein solches Schicksal damals ohne die heutigen Hilfen und Erleichterungen gemeistert wurde.

Als ich fünf Jahre alt war, liessen mich meine Eltern von dieser Künstlerin porträtieren. Sie erhielt in Zürich zahlreiche Aufträge, einerseits weil ihr Talent Beachtung fand, andererseits weil ihr Schicksal Mitgefühl erregte. Aimée Rapin war nämlich ohne Arme geboren worden. Und doch gaben ihr die Eltern liebevoll den Namen «Aimée» und liessen das Maltalent ihres Kindes bis zu meisterlichem Können ausbilden.

Im Frühjahr 1897 hatte sich Aimée Rapin ihr Atelier für einige Wochen in einem nach Norden gelegenen, kleinen Appartement des Hotels Bellevue eingerichtet. Dorthin brachte mich unser Kindermädchen früh morgens zu den Sitzungen. Ich musste dabei in meinem einfachen weissen Sommerkleidchen, in dessen hochgeschürzten Falten ich einen Feldblumenstrauss von Mohn, blauer Wiesensalbei und Margeriten trug, ruhig verharren, den Blick schräg auf die Künstlerin gerichtet. Trotz dieser unbequemen Lage fand ich es lustig, ihr beim Malen zuzuschauen. Die freie Zehenpartie ihrer nach Art von Halbhandschuhen verkürzten Strümpfe erlaubte ihr, die farbigen Kreiden für das Pastellbild geschickt zu führen, ja diese sogar mit einem scharfen Messerchen selbst zuzuspitzen.

Aimée Rapin war hübsch. Als typische brünette «Suisse-Romande» mit lachenden, braunen Augen und Wangengrübchen im rosigen Gesicht trug sie ihre dunklen, kurzgeschnittenen Locken zu einem modischen «Tituskopf» frisiert. Ich schloss mich während der Sitzungen bald an sie an und durfte sie auf meine Bitte zu uns zum Mittagessen einladen. Sie erschien in Begleitung einer ebenfalls welschen Gesellschafterin gesetzten Alters. Ein weites, schwarzes Kleid gab ihr Bewegungsfreiheit, leichte «Escarpins» ermöglichten ihr ein müheloses Hinein- und Herausschlüpfen, so dass sie den rechten Fuss gewandt auf den Tisch bis zum Tellerrand bringen konnte. Die vorsorglich zerkleinerte Mahlzeit führte sie mit der Gabel in selbstverständlicher «Nonchalance» zum Munde. Bei Tisch wurde lebhaft französisch geplaudert. Nichts deutete darauf hin, dass für diese junge Frau, die fremden Kindern kraft ihrer Kunst zu einem zweiten, blühenden

Leben verhalf, der Gedanke schmerzlich sei, ihr selbst müsse es versagt bleiben, je ein eigenes Kind in die Arme zu schliessen. Im göttlichen Funken ihres Talents hat Aimée Rapin die Erfüllung ihres Schicksals gefunden.

Nachdem mein Porträt zur Zufriedenheit der Eltern ausgefallen war, liess sich auch Mutter von Mademoiselle Rapin malen. Sie war ein dankbares Modell für die Künstlerin. Mein Bild von Mutters Erscheinung wird wie durch ein Brennglas aus vielen einzelnen Eindrücken zu einem Lichtbündel zusammengefasst, aus dem besonders heitere Strahlen auf eine kleine Szene fallen: Ich sehe Mutter vor mir, wie sie, vor einem Spiegel sitzend, durch die Coiffeuse, Frau Hediger-Meister, für einen «Bal paré» des Lesezirkels Hottingen frisiert wird. Der Stoff ihres Kleides spielt von rosa nach hellgrün hinüber und bringt ihren zarten Teint vorteilhaft zur Geltung. Im leichtgepuderten, aschblonden Haar hat Frau Hediger als Blickfang ein blitzendes, kleines Schmuckstück befestigt. Vater ist im Frack und ein schräg über der Stirne sitzendes, schwarzes Zylinderchen «en miniature» gibt ihm ein keckes Aussehen. Also ausstaffiert fahren die Eltern nach der Tonhalle, wo die Brüder Bodmer, Initianten des Lesezirkels Hottingen, mit bewährtem Einfallsreichtum eines ihrer rauschenden Feste inszeniert haben. Mutter machte dabei als eine der hübschesten Balldamen Furore.

Vater muss auf seine junge Frau stolz gewesen sein, denn er sah sie gern gut gekleidet. Deshalb durfte sie sich hin und wieder im damals besten Mode-Atelier Zürichs, dem Haus Stapfer und Anton in den Wettingerhäusern am Limmatquai, ein Kleid machen lassen. Einmal nahm sie mich zur Anprobe dorthin mit. Aber beim Warten an einem Tisch, auf dem sich Pariser Modejournale türmten, wurde es mir bald langweilig, umsomehr als mir die papierenen Damen mit ihrer durch Stoffraffungen überbetonten Hinterpartie unnatürlich vorkamen. Dafür fehlte ihnen vorn der Magen. Das veranlasste mich, mit einem Bleistift den mangelnden Körperteil anzufügen. Noch sehe ich das entsetzte Gesicht einer der Directricen des Hauses vor mir, wie sie meine anatomischen Verbesserungen aus dem kostbaren Journal mit einem Gummi zu tilgen versuchte.

Als Hausfrau hatte unsere junge Mutter ein beneidenswertes Los. Auf bewährte Hilfskräfte gestützt, lief der Haushalt reibungslos. Ausser den beiden ständigen Dienstboten, Köchin und Stubenmädchen, wurde er durch eine Riege von Aushilfen vervollständigt, die stunden- und tageweise erschienen: die Wäscherinnen, die Glätterinnen,

die Putzfrauen. Die Näherin Pauline Gimpert wusste beim Zunachten so schöne gruselige Geschichten zu erzählen. Die Bubenschneiderin, Frau Knabenhans, fertigte meinem Bruder Adolf die Hosen an. Für diese, nur zeitweise im Haushalt Beschäftigten, vor allem die Wäscherinnen und Glätterinnen, wurde stets eine Woche vor Weihnachten eine bescheidene Bescherung vorbereitet mit Kaffee «à discrétion» und frischgebackenem Zopf. Dazu lag ein solides Stück Unterzeug und ein Aufsatz «Tirggel» neben jedem Gedeck. Zu diesem Anlass pflegte die Wäscherin, Jungfer Suter, ihre Marie mitzubringen, ein farbloses, verschüchtertes kleines Ding von etwa sieben Jahren. Es war vermutlich an einem Kostort untergebracht, während die Mutter dem Verdienst nachgehen musste. Nun begab es sich bei einem solchen vorweihnachtlichen Beisammensein, dass «das Marie» – wie wir es nannten – ohne ersichtlichen Grund in bitterliches Weinen ausbrach. Unsere Mutter wurde ärgerlich. Sie hatte es gut gemeint. Bekam Marie nicht neben der vollen Tasse ein währschaftes Barchenthemd und dazu noch die Tirggel? Was gab es da zu weinen? Klein wie ich war, ahnte ich eher als unsere nach gängiger Auffassung denkende Mutter, was der Grund dieser Tränen sein mochte. Uns glücklichen Kindern stand die grosse Weihnachtsbescherung mit dem strahlenden Lichterbaum und der Erfüllung aller Wünsche ja erst noch bevor. Und dem Marie? Nur dies graue Barchenthemd und ein paar Tirggel? War das auch recht? Auf kindliche Weise versuchte ich das schluchzende Wesen durch kleine Aufmerksamkeiten zu trösten, so wie ich mich stets einsetzte, wo ich Benachteiligung anderer witterte. Diese Haltung trug mir von den Erwachsenen den durchaus nicht als Kompliment gemeinten Kommentar ein: «Du bist einfach ein kleiner Sozialist». Was ein Sozialist sei, war mir schleierhaft. Noch weniger wusste ich, dass die kleine Szene mit dem Marie im Keim die Auseinandersetzung zwischen den Klassen in unserem Jahrhundert vorwegnahm, welche die benachteiligte Bevölkerungsschicht nach oben trug und die bevorzugte in sozialer Nivellierung nach unten absinken liess. Die einstens vom verschupften Marie vergossenen Tränen werden heute von anderen geweint.

Die Feste des Jahres waren für uns Kinder Lichtpunkte, nach denen man schon Wochen vorher sehnsüchtig Ausschau hielt. In der Adventszeit begannen sie mit dem Eintreffen des Gutjahrs, dem Patengeschenk, das uns ein Mädchen vom «Untern Berg», dem Haus unserer Grosseltern Steinfels, in einem seidengefütterten «Zeinli», verhüllt durch ein feines, weisses Tüchlein, überbrachte. Darin befan-

den sich, ausser dem traditionellen, silbernen Besteck, ein farbenfroher Quittenchram von Sprüngli und dazu ein Spielzeug oder ein Bilderbuch. Dann kam die Weihnachtszeit, in der wir unter den gerührten Blicken der Mitbewohner des Hauses ein sinniges, auf das bevorstehende Fest Bezug nehmendes, kleines Stück aufführten. Auf diese Präliminarien folgten traditionsgemäss die vollgültigen Feiern. Sie begannen mit der Bescherung der Arbeiterkinder in der Packerei der Fabrik Steinfels. Darauf folgte zu Hause unsere private Familien-Weihnachtsfeier. Und endlich die grosse im grosselterlichen Haus «zum Untern Berg».

Dazu wurde man in der Kutsche abgeholt. In jenen schneereichen Wintern der neunziger Jahre fuhr man durch eine glitzernde Märchenwelt dem ersehnten Ziel entgegen, wobei aus manchem Fenster der strahlende Schein eines im Kerzenglanz stehenden Christbaums den Weg erhellte. Vor der Haustür des «Untern Berg» schlugen uns vielversprechende Düfte entgegen: der Geruch frischgewichster Parkettböden, vermengt mit dem harzigen des Tannenreisigs und dem leckeren aus der Köchin Kathri renommierter Küche. Noch ein paar spannungsreiche Minuten trennten uns im verdunkelten Zimmer vor dem überwältigenden Glanz des Christbaums, dessen man nach Öffnung der Flügeltüren jedes Jahr mit erneutem Entzücken ansichtig wurde. Aus den Augenwinkeln streiften wir die reich bestückten Gabentische mit ihren Paketen und Päckchen. Aber zuvor galt es noch, das eingepaukte Verslein ohne Stocken aufzusagen. Und dann ertönten durch unseren kleinen Familienchor, der sich überdurchschnittlich schöner Stimmen rühmen konnte, die altvertrauten Weihnachtslieder, und ihr Jubel wetteiferte mit dem Klang der Kirchenglocken draussen, Christi Geburt verkündend.

Am Jahresende ging es weniger poetisch zu. Da hatten wir die Erlaubnis, die Hausbewohner mit einer Musik, die nur als Katzenmusik bezeichnet werden kann, aufzuwecken. Mit Pfannendeckeln, Pfeifen und Kuhschellen vollführten wir im Morgengrauen einen Heidenlärm im Treppenhaus, der im Ruf «Silväschter stand uf, streck d'Bei zum Bett us» gipfelte. Einmal war die Hausherrin, Frau Goedecke, durch den Tod ihrer Schwester in Trauer gekommen, und deshalb fanden es unsere Eltern wenig taktvoll, sie derart aus ihrem Morgenschlaf aufzuschrecken. Aber sie, in der Regel eine Frühaufsteherin, blieb, uns in ihrer Güte dennoch erwartend, bis um acht Uhr zu Bett, nur um uns die Freude an unserem Auftritt nicht zu verderben.

Eine knappe Woche nach Weihnachten versammelten sich die Familien schon wieder im «Untern Berg», nämlich um das Neue Jahr gemeinsam anzutreten. Zum Dessert gab es Asti, für uns Kinder mehrmals verdünnt, in Likörgläschen zum Anstossen mit den Erwachsenen.

Und so folgten sich die Feste, über Fastnacht und Sechseläuten bis zu Ostern, an denen die uns lieben, über Generationen hin verbundenen Verwandten Wehrli und Grossmamas entfernter Vetter, Herr Salomon Tobler, teilnahmen.

In der Atmosphäre warmer Häuslichkeit wuchsen wir Kinder fröhlich heran. Nichts trübte ernstlich den blauen Himmel jener glücklichen Jahre. Die üblichen Kinderkrankheiten überstanden wir dank unserem trefflichen Hausarzt, Dr. Armin Huber-Meyer, ohne bleibenden Schaden. Von den Eltern strikt, doch nicht allzu streng erzogen, waren wir bei allen im Hause wohlgelitten. Mithilfe im Haushalt wurde von uns nicht verlangt, nur ein einigermassen gesittetes Betragen. Tönte es trotzdem einmal lautstark, so verfehlte die Mahnung: «Jetzt hört dich droben Frau Goedecke», die Wirkung nie. Auch durften wir keinen Lärm machen, wenn Professor Meyer von Knonau in seinem nach dem Hof gelegenen «Studentenzimmer» Seminar abhielt. Vermutlich fanden auch Prüfungen oben statt. Noch sehe ich, wie Kandidaten, vor Examensangst erbleicht, die Treppen erstiegen und mein Mitleid erregten.

Meine beiden älteren Geschwister besuchten in den neunziger Jahren die «Freie Schule» im Oetenbach, bevor diese um die Jahrhundertwende an die Waldmannstrasse verlegt wurde. Sie fanden dort ihre kleinen Kameraden, so Schwester Gerty in einem Freundinnenkreis, der bis zum Tode seiner Mitglieder zusammen hielt. Während aber diese Verbindungen, mit Ausnahme der einen, die über die Freundin Anna Hirzel in die Familie Bernoulli nach Basel reichte, im Raum Zürich verblieben, wurden Mutters «Vereinli-Freundinnen» zum Teil in alle Winde zerstreut. Hermine Strehler lebte als Gattin eines im Seidenhandel tätigen Schweizers, Abegg, in Yokohama; Susi Pestalozzi als Frau des Reeders Tschudi in Christiania (heute Oslo); Mutter nach der Jahrhundertwende in Messina. Und doch wahrten sie sich über Land und Meer hin unverbrüchlich die Treue. Liebevoll teilnehmende Gedanken flogen von Ost nach West, von Nord nach Süd als drahtlose Verbindung zwischen den Getrennten. Dabei waren alle einer Meinung, so wie Susi Tschudi-Pestalozzi es Mutter gegenüber aussprach: «Nicht wahr, Luise, in der Mitte ist es doch am schön-

sten», womit sie die Schweiz im allgemeinen und Zürich im besonderen meinte.

Unser Umgang mit Kindern ähnlichen Alters wurde noch erweitert durch entfernte Cousinen und Vettern. Dazu gehörten die Enkel der Cousinen ersten Grades von Grossmama Steinfels-Cramer: Frau Elise Vogel-Hotz und Frau Susanne Escher-Hotz. Als Töchter einer geborenen Kunz zählten sie zu den sogenannten «Kunzischen Erben», glücklich Geniessenden des Vermögens, das ihr Onkel, Spinnerkönig Heinrich Kunz, aufgehäuft hatte. Er war durch Einführung der mechanischen Webstühle im Zürcher Oberland zu grossem Reichtum gelangt. Als Illustration der finanziell glänzenden Lage seiner Erben sei erwähnt, dass sich zu meiner Zeit das Schloss Greifensee im Besitz der Familie Escher-Hotz befand und in dem der Familie Vogel-Hotz der «Rechberg», wo ich als Kind mit den kleinen Cousinen Hagnauer, Enkelinnen der Hausherrin, Frau Staatsschreiber Vogel-Hotz, in den hohen, hallenden Gängen des Hauses gespielt habe. Heute ist der Rechberg Besitz des Kantons Zürich.

Im sonnigen Balkonzimmer des Seefeldhauses war ich eines Tages eifrig in kindliche Spiele vertieft. Mittendrin erschien Frau Goedekke's Stubenmädchen Emma, um mich hinaufzuholen; es sei Besuch da, dem ich «Grüezi» sagen müsse. Ich traf Frau Goedecke im Wohnzimmer am gewohnten Fensterplatz. Über ihrem Nähtisch hing das lebensgrosse Pastellbild ihrer Tochter Fanny von Aimée Rapin und darauf standen die gerahmten Photografien der Enkelsöhne Reiss samt Vater im Wichs ihrer Studentenverbindung «Hannoverania». Schräg gegenüber aber sass der Besuch, eine alte Dame, in formelles Schwarz gekleidet, von dem sich ihr ebenmässiger, elfenbeinfarbener Teint wirkungsvoll abhob. Eine Haarkrone aus reichen, schlohweissen Zöpfen ruhte auf ihrem Haupt: Es war die Dichterin Johanna Spyri.

Frau Spyri lebte in den Escherhäusern am Zeltweg und verkehrte freundschaftlich mit Frau Goedecke. Sie muss schon zu jener Zeit durch ihre Jugendschriften international bekannt gewesen sein. Natürlich wusste ich bei dieser ersten und einzigen Begegnung mit ihr davon nichts. So stand ich in meinem Ärmelschürzchen der Berühmten gegenüber; sie musterte mich freundlich. Eine Erinnerung an ihre Stimme habe ich nicht, sie sprach nur wenig. Das deckt sich mit den biographischen Überlieferungen: Johanna Spyri war trotz ihres reichen Gemüts, dem im Beschreiben kindlichen Erlebens die ganze Skala der Gefühle zu Gebote stand, schweigsam, um nicht zu sagen wortkarg.

Dieses Zusammentreffen mit Johanna Spyri hat mich wohl am meisten von allen damaligen Erlebnissen beeindruckt. Doch auch aus ganz anderer Sphäre lernte ich durch Frau Goedecke Interessantes kennen: Die Geschichte der Industriellenfamilie Baumann. Herr Georg Adolf Goedecke war Associé in der Seidenfirma Baumann gewesen. Sie verlegte 1853 ihren Stammsitz unter dem Namen «Baumann, Aelter & Goedecke» von Horgen nach Zürich an den Schanzengraben, dorthin wo heute die Börse steht. Die freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Baumann wurden von Frau Goedecke auch nach dem Tod ihres Gatten weiter gepflegt. Ich erinnere mich, bei ihr die Tochter von Herrn Conrad Baumann, Victoire, getroffen zu haben. Sie kam in Begleitung ihres Gatten, Walter Boveri, Baden: Er, eine grosse, imposante Erscheinung mit markanten Zügen; sie, klein, zierlich und von sprudelnd lebhaftem Wesen. Die drei Kinder des Paares sind mir von einem Besuch in Baden her im Gedächtnis geblieben, zu dem mich Meyer von Knonaus mitnahmen.

Im Spielzimmer der schönen neuen Villa, die Boveris im Jahr zuvor – 1897 – bezogen hatten, fanden wir den sechsjährigen ABC-Schützen Theodor mit seinem zwei Jahre jüngeren Brüderchen Walter und ihrer kleinen, blondlockigen Schwester «Wigge». Die 1891 gegründete Firma «Brown, Boveri & Cie», zu deren Errichtung Frau Victoires Vater das nötige Kapital zur Verfügung stellte, befand sich bereits in vollem Aufstieg.

Die geschäftliche Allianz Baumann-Goedecke wurde in Leipzig geknüpft, wo ein Baumann, Johann Jakob, von 1830–1836 eine Filiale des Horgener Mutterhauses leitete. Der Markt für qualitativ hochwertige Seidenstoffe mit Russland war dort besonders günstig; auch bot Leipzig Möglichkeiten, sich in Webetechnik auszubilden. Goedecke, der aus einem Rittergut Döllnitz bei Halle a/d Saale stammte, einer Stadt, nur ungefähr 30 Kilometer von Leipzig entfernt, kam über die Seidenbranche mit Baumann ins Geschäft. In der Folge gewann ihn dieser als Mitarbeiter für seine Firma in Horgen.

Die Beziehungen der Familie Baumann mit Deutschland waren nicht nur geschäftlicher Natur, sie spielten durch Heiraten auch privat eine Rolle. Conrad Baumann holte sich zweimal eine Gattin aus Frankfurt a/M., die erste mit Namen Scharff, die zweite eine von Tischendorf. Von seinen vier Schwestern heirateten drei sächsische Rittergutsbesitzer, auf deren Domänen sie ein glanzvolles Leben führten. Ihr Schicksal wirft ein Licht auf Europas Gesellschaftsstruktur und ihren grundlegenden Wandel durch zwei Weltkriege. In der

sowjetisch besetzten Zone gelegen, gingen die Rittergüter in den sogenannten «volkseigenen Besitz» über und damit ihren rechtmässigen Eigentümern verloren. Hochklingende Namen, die ich als Kind hörte, wie Schwerin, Hohental, von Stieglitz, von Zemen, sind verklungen, ihre Träger in alle Winde verweht. Aus den Linien Baumann'scher Nachkommen lernte ich durch die Bewohner des Goedecke-Hauses in späteren Jahren einzig eine liebenswürdige Erna von Zemen näher kennen. Das Zemen'sche Rittergut «Heinersgrün» war schon nicht mehr im Besitz der Familie. Der Sohn, Achaz von Zemen, berührte Zürich auf der Durchreise nach Afrika, wo ihm eine Stelle auf einer deutschen Farm in Aussicht stand.

Das Ehepaar Goedecke-Honegger hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Die beiden Söhne, Robert und Arnold, starben in jungen Jahren. Die Tochter Fanny, die als Gattin von Justizrat Paul Reiss in Frankfurt a/M lebte, kam öfter zu ihrer Mutter auf Besuch nach Zürich. Bei ihrer Ankunft durchzog immer der Duft einer feinen Nidelwähe das Haus, weil diese von ihr geliebte Zürcher Spezialität in Frankfurt nicht zu haben war. Die hübsche, temperamentvolle, junge Frau trieb, dem steifen Grossstadtleben Frankfurts entronnen, gerne Spass mit uns Kindern. Dieser gipfelte sogar einmal in einer Rutschpartie über die blankgewichsten Stiegen hinunter, so dass unser Jubel die gestrenge Mama Goedecke aus der Wohnungstüre lockte. Noch tönt mir ihr entsetzter Ruf: «Aber Fanny, Fanny» in den Ohren. Manchmal besuchten auch die Enkel Reiss aus Frankfurt ihre Grossmama. Der Schwiegersohn, Justizrat Reiss, logierte, wenn er nach Zürich kam, stets im Hotel Dolder. Seine Schwiegermutter stand in einem kühlen Verhältnis zu ihm. Sie konnte ihm nicht verzeihen, dass er ihre einzige Tochter nach kurzer Ferienbekanntschaft in Engelberg ins ferne Frankfurt entführt hatte. Aber Fanny Reiss lebte dort in glänzenden Verhältnissen an der Seite eines Gatten, der charakterlich als der «feinste Mann in Frankfurt» galt. Justizrat Reiss gehörte jener nobel gesinnten jüdischen Elite an, die ohne Aufhebens Wohltätigkeit in grossem Stil übte. In Soden, wo die Familie ein Sommerhaus besass, war er an der Gründung wohltätiger Institutionen und des Spitals massgeblich beteiligt, in welch letzterem er bis zu seinem Tode zwei Freibetten unterhielt. Noch heute erinnert dort eine «Paul-Reiss-Strasse» an den hochherzigen Gönner, deren Benennung selbst das Dritte Reich überdauert hat.

Seinem Entgegenkommen ist auch zu verdanken, dass nach dem Tod seiner Schwiegermutter, Frau Goedecke, das Haus Seefeld-

Frau Ida Goedecke-Honegger mit ihrer Gesellschafterin Fräulein Meta Hirzel

strasse 9 in den Besitz unserer Familie überging und Jahrzehnte lang Rückhalt und Zuflucht für uns blieb. Erst in den späten dreissiger Jahren geriet es in andere Hände. Es steht zwar heute noch, hat aber durch die Überbauung des Gartens sein herrschaftliches Gepräge verloren. Büros, Geschäfte und ein vegetarisches Restaurant veränderten seinen Charakter.

Unter den Nachkommen Reiss war es die Familie des mittleren Sohnes, mit der wir in lebenslanger Verbindung blieben. Professor Eduard Reiss bekleidete bis in die dreissiger Jahre an der Dresdner psychiatrischen Universitätsklinik eine leitende Stellung. Dann nötigten ihn die mit seinem Berufsethos unvereinbaren Praktiken des Regimes an den Insassen von Irrenhäusern und Spitälern zur Emigration. In Zürich, der Stadt seiner Mutter, fand er mit Frau und Tochter eine neue Heimat. Leider erlaubten es ihm die schweizerischen Gesetze nicht, als Ausländer sein überragendes berufliches Wissen praktisch auszuwerten. Als er und seine Familie nach zehn Jahren das Zürcher Bürgerrecht erlangten, war es dazu zu spät.

Meine Darstellung des Goedeck'schen Hausstandes wäre aber unvollständig, gedächte ich nicht noch jener Persönlichkeit, die eine einmalige Symbiose mit ihm verband: Fräulein Meta Hirzel. Vermutlich kam sie nach dem Tode von Herrn Goedecke als Gesellschafterin zu seiner Frau. Ihr Vater, Hans Conrad Hirzel (1804–1884), war Pfarrer und Erzieher am Waisenhaus Weiach, Kanton Zürich, gewesen und hernach zwischen 1855 und 1870 Erzieher am Zürcher Waisenhaus. Die Mutter, eine von Meyenburg, stammte aus Schaffhausen. Dadurch stand Meta Hirzel in verwandtschaftlicher Beziehung zum prächtigen Herrliberger Landgut, der «Schipf», wo sie öfter zu Besuch weilte. Jeden Herbst überbrachte der Verwalter, Fridolin Schwarzenbach, von dort eine Lieferung auserlesener Äpfel: «Goldparmänen, Ananasreinetten, Cox-Orangen». Als feine Zugabe fügte Schwarzenbach den Äpfeln einen Korb Trauben bei, die an der auf halber Höhe verlaufenden Pergola der «Schipf» gereift, in ihren prallen Beeren die ganze Süsse der lieblich-milden, rechtsufrigen Zürichsee-Landschaft gespeichert hatten. Sie wurden nach Empfang sorgsam an einem Gestell aufgehängt, damit sie nichts von ihrem Duft verlören, bis sie bei der nächsten festlichen Gelegenheit zum Dessert den Tisch bereicherten.

Fräulein Hirzel hatte noch eine Schwester, Frau Bäbler, die in Brescia lebte. Diese kam gelegentlich mit ihrer reizenden, jungen Tochter Sophie zu Besuch, welche meine Schwester Gerty durch An-

fertigung von Puppenkleidchen beglückte. Sophie lebte später in Rom als Gattin eines Mediziners, Professor Baldoni. Ein Bruder von Fräulein Hirzel, Hans Konrad, leitete als Direktor eine Spinnerei in Sondrio (Italien). Auch seine Familie besuchte hin und wieder die «Zia Meta» in Zürich. Seine junge Frau kam in Begleitung ihrer beiden Söhnen, von denen der ältere Achille hiess. Der Träger dieses illustren Namens, in dem sich italienische und altzürcherische Erbfaktoren die Waage hielten, ist mir noch heute gegenwärtig als schöner, lebensvoller Knabe.

Meta Hirzel betätigte sich ehrenamtlich in verschiedenen gemeinnützigen Institutionen, so u. a. im «Pilgerbrunnen», einem Heim für ledige Mütter und im Blindenheim «Dankesberg». Gelegentlich half sie sogar als zuverlässige, tapfere Hilfskraft bei Notfällen in Privatkliniken aus. Durch ihren klaren Verstand, gepaart mit warmer Menschlichkeit, erwarb sie die Wertschätzung aller, die sie näher kannten. Auch wir Kinder liebten sie von Herzen. Sie war gegen uns nachsichtiger als Frau Goedecke, die trotz ihrer fast grossmütterlich zu nennenden Liebe zu uns eisern an erzieherischen Grundsätzen festhielt. So galten beispielsweise Anspielungen auf der Köchin Julie's delikate Quittenpästchen als unbescheiden. Solche apostrophierte sie mit dem beschämenden Wort «heusche». Der begehrte Leckerbissen, in einem grossen Wandschrank nahe der Wohnungstüre verwahrt, wurde nach Wohlverhalten gewöhnlich beim Abschied ausgehändigt. Als Frau Goedecke dies einmal vergass, schlug meine treuherzige Frage: «Gäll, Frau Goedecke, hüt han ich aber nüd g'heusche?» sie mit ihren eigenen Waffen. Wohl oder übel musste sie doch noch mit der Prämie herausrücken.

Den süssen Geschmack dieses «Chütteli» auf der Zunge und den noch süsseren der Befriedigung, die gestrenge Hausherrin überlistet zu haben, steigen wir nun noch eine Treppe höher hinauf, zur Wohnung des Ehepaares Gerold Meyer von Knonau. Wer dort eintrat und den Korridor bis zu seinem Ende durchschritt, kam linkerhand zum Gelass, das zugleich Kopf und Herz dieser kleinen Welt war, zum Studierzimmer des Hausherrn. Man fand ihn hier am Schreibpult sitzend, inmitten einer Schnecke von freistehenden Büchergestellen, gleichsam ein Hieronymus im Gehäuse. Die Regale an den Wänden hatten seine wachsende Bibliothek nicht mehr zu fassen vermocht. Als Frau Goedecke, die unter dem Studierzimmer schlief, einmal Bedenken wegen der zunehmenden Belastung des Bodens äusserte, soll der Gelehrte mit feinem Humor zu seiner Gattin gesagt haben, der Kassen-

Gerold Meyer von Knonau und Ehefrau Bertha, geb. Held

schrank in Frau Goedeckes Schlafzimmer sei noch um ein Beträchtliches schwerer als seine gesamte Bücherei; er bilde deshalb das erwünschte Gegengewicht dazu.

Keineswegs flösste mir die streng wissenschaftliche Umgebung des Studierzimmers Scheu ein, im Gegenteil: Ich liess mich in ihren Bann ziehen, ermutigt durch die Güte des Gelehrten. In diesen Bereich hatte ich nämlich zu kurzen Besuchen Zutritt, was einerseits für mich eine Gunst war, andererseits dem väterlichen Freund als Unterbrechung seiner Arbeit nicht unlieb gewesen sein dürfte. Auch machte es ihm Spass, meine kindliche Phantasie mit historischen Anekdoten zu füttern, soweit sie dem Verständnis eines kleinen Kindes angepasst schienen. So wurde mir schon damals der Schlemmer Lucullus zum Begriff: «Wisst, der Mann in Rom, der so gern gut gegessen hat», wie ich den Meinen mit wichtiger Miene berichtete. Mit der neuerworbenen Weisheit zu hausieren unterliess ich nicht, obwohl dabei weniger Prahlsucht die Triebfeder als die kindliche Freude an dem Gehörten war. Naiverweise nahm ich an, für die Erwachsenen sei dies alles ebenso neu und erstaunlich wie für mich selbst. Die Geschichten des Alten und Neuen Testaments lernte ich in der ehrwürdigen Meyer von Knonau'schen Familienbibel kennen. Prächtige Kupferstiche bedeckten bei volksreichen Szenen beide Seiten des aufgeschlagenen Buches. Dabei interessierten mich die dramatischen, oft grausamen Szenen, wie der Kindermord von Bethlehem, weit mehr als die friedvoll-idyllischen, was dem Historiker Meyer von Knonau ein Lächeln entlockte. Vor allem aber war es die zentrale Figur in seinem Lebenswerk, Heinrich IV. und sein Gang nach Canossa, die mich bewegte. Lebhaft sehe ich vor mir, wie mein gütiger Mentor einen Geschichtsband aus seinen Bücherregalen herausgriff und mir darin ein Bild zeigte: Der unglückliche Kaiser steht als Büssender im grausam-kalten Jänner des Jahres 1077 barfuss im verschneiten Schlosshof, während die hartherzige Herzogin Mathilde von Tuskien, flankiert von Papst Gregor VII., vom Söller herab mitleidlos zu ihm niederblickt. Auf meine bange Frage, wie lange Heinrich so habe ausharren müssen, erfuhr ich mit Erleichterung, dass er nach drei Tagen die Verzeihung des Papstes erlangte und sich im Schloss am prasselnden Kaminfeuer erwärmen und bei Speis und Trank von den ausgestandenen Strapazen erholen durfte.

Nicht jede Geschichte endete so tröstlich wie die von Canossa. Und wenn ich am Schluss einer tragisch ausgehenden wissen wollte: «Und dann?», neigte der Befragte die Stirn und sagte mit gedämpfter

Stimme: «Ja und dann sind sie eben betrübt gewesen.» Darauf wurde es still im Zimmer. So still, dass man das Summen der dicken Winterfliege hörte, die wir Kinder für den Gelehrten eingefangen und in einem selbstgefertigten, zierlichen Käfiglein aus zwei Korkscheiben und Gitterstäben aus blitzenden Stecknadeln für sein Studierzimmer geschenkt hatten. Der zeitlos eintönige Sang der Gefangenen liess Gegenwart und Vergangenheit ineinander fliessen und beflügelte die Feder des in den Verflechtungen der Zeitläufte Bewanderten zur überlegenen Darstellung der historischen Zusammenhänge.

Die beste Ablenkung von trüben Gedanken waren die lustigen Bildchen, die mir der Kinderfreund mit roter Korrekturtinte in die Handflächen malte. Ich durfte dabei zum Thema Wünsche äussern; besonders liebte ich das von Himmel und Hölle: rechts der Himmel mit Mondsichel, Sternen und anatomisch etwas verunglückten, grossköpfigen Engeln; links die Hölle und inmitten ihres züngelnden Flammenmeeres das den Sünder erwartende, peinvolle «Gufebett». Dieses Kunstwerklein durch Händewaschen zu zerstören, weigerte ich mich jedesmal standhaft, bis unser Ordnung liebendes Kindermädchen die Oberhand gewann. Für die verblassende Bilderserie stand ja eine neue, ebenso interessante, tröstlich in Aussicht.

Erste Ausflüge ins Reich der Poesie machte ich im Studierzimmer durch kleine, längst in Vergessenheit geratene Kinderreime. Der folgende stammte vermutlich aus dem «Packhof» des Kaufhauses, in dessen nächster Nachbarschaft im Fraumünsteramt der kleine Gerold als Sohn des Staatsarchivars seine ersten Lebensjahre verbracht hatte. Er lautete:

«En arme alte Maa,
Wo nüt me chaa,
Dä muess en Fuehrme wärde;
Und wänn er nümme chlöpfe chaa,
So muess er under d'Ärde,
Tüüf, tüüf, bodetüüf,
Dass er nümme füre schlüüft.»

Poetischer hörte sich ein Vierzeiler des Vorfahren, des Dichters und Malers Caspar Meyer von Knonau-von Orelli an, der ein vergilbtes Päcklein, das zwei Silbermünzen enthielt, zierte:

«Zwei Gulden gab mit leichtem Sinn
Ich jüngst für Haydens Schöpfung hin.
Noch lieber gibt's ein Grosspapa
Ihr, seiner Freuden Schöpferin.»

Wohl ein Präsent für seine kleine Enkelin Dorothea.

Verweilte ich gar zu lange im Studierzimmer, so entführte mich die besorgte Gattin des Vielbeschäftigten. Sie nahm mich mit hinüber ins Esszimmer, wo am Fenster ihr Nähtisch stand und es des Interessanten auch eine Menge zu besichtigen gab. Da hing über einem Bücherschränkchen ein Kinderbild des vierjährigen Gerold in Mädchenkleidern, einst als Weihnachtsgeschenk für seinen Vater gedacht. Doch der muntere Kleine hatte den Vater bei der Hand genommen und mit den Worten zu dem versteckt gehaltenen Bild geführt: «Schau, Papa, jetzt haben wir *noch* einen Gerold!» Damit war zwar die Überraschung dahin, kaum aber der Stolz des Vaters über seinen aufgeweckten, kleinen Sohn.

In dem an das Esszimmer angrenzenden «Saal» tat sich für mich vollends ein Bilderbuch auf: Gemälde aus dem Erbe eines ledigen Onkels des Hausherrn, «Lavater zum grossen Erker». Da gab es auf Kupfer gemalte wunderfeine Blumenstücke, belebt durch Schmetterlinge, Käfer und Schneckchen; einen Lustgarten mit symmetrischen Blumenbeeten, zwischen denen Damen und Herren in der dekorativen Tracht des 17. Jahrhunderts herumstolzierten; das Kniestück eines feurig blickenden Kavaliers in Wallensteinischer Uniform, der mit lächelnder Gebärde auf eine üppige, junge Blondine deutete, angeblich eine Skizze aus dem Atelier von Rubens. Von Schweizer Künstlern eine Zirkusszene Freudweilers, wobei es sich bei den Gesichtern im Publikum um Porträts bekannter, lebender Persönlichkeiten gehandelt haben soll und ferner eine zarte Silberstiftzeichnung, das Selbstporträt der Malerin Anna Waser im Profil.

Mein grösstes Entzücken aber war ein kleines Möbelstück, genannt das «schöne Schränkchen». Es verdiente dieses Prädikat. Darin befanden sich alle Kostbarkeiten der Familie Meyer von Knonau, die sich im Lauf der Jahrhunderte angesammelt hatten: Siegelringe und Miniaturen, Goldmünzen, auf denen die Grossmünstertürme noch spitze Helme trugen, Gottenschmuck aus Blutsteinen und Goldfiligran, wie er nach der Reformation durch die Sittenmandate gerade noch geduldet wurde; dann zierliche Figürchen aus Schooren-Porzellan: ein Nadelbüchschen in Form eines «eingefäschten» Wickelkindes, ein Rokokoknabe in rosa Frack und Kniehosen, der in seinem schwarzen Dreispitz ein Nestchen noch nicht flügger Vögelchen mit aufgesperrten Schnäbeln trug. Die seltensten Stücke bestanden in einem Regiment frederizianischer Zinnsoldaten mit Puderzöpfen und blauroten Uniformen sowie einem Meissner Service mit dem königlichen Dekor. August der Starke hatte es einem Meyer von Kno-

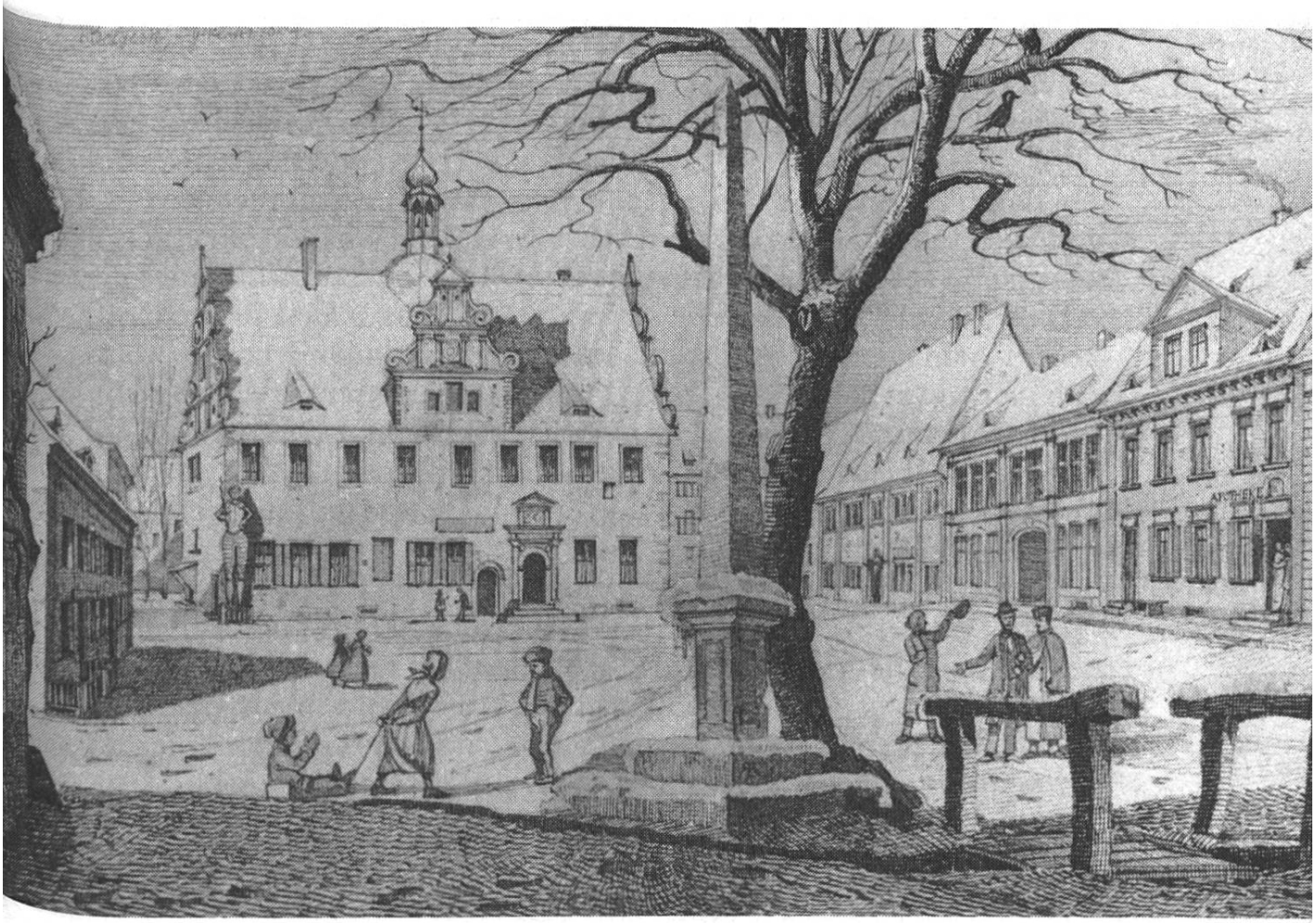
nau'schen Ahnherrn zum Dank dafür geschenkt, dass er ihm ein Adlerpaar aus Rätien für seine Orangerie in Dresden besorgte.

Dieses Service versetzte Gerold und Bertha Meyer einmal in gehörigen Schrecken. An einem geselligen Abend im Kreis der «Kameraden und Gespielen» des Hausherrn wurden die Gastgeber zum Erraten einer Scharade hereingerufen; sie fanden die junge Gesellschaft, heftig gestikulierend, um ein wackliges, dreibeiniges Tischchen versammelt, auf dem, höchst gefährdet, das Meissner Service stand. Die Besitzer schwitzten Blut, bis sie ihren Schatz wieder in Sicherheit bringen konnten. Frau Bertha durfte daraufhin aus dem Erlös von einigen «Züri-Vieri» und «Züri-Sächsi», die sie beim Durchstöbern alter Briefschaften auf dem Estrich gefunden und ihrem Gatten abgeschmeichelt hatte, eine Vitrine nach dem Entwurf des Kunsthistorikers, Professor Rudolf Rahn in Auftrag geben. Darin bewahrte man fortan, gut sichtbar, doch jedem unbefugten Zugriff entzogen, das Meissner Service.

Wanderte ich mit meiner mütterlichen Freundin aus dem «Saal» weiter ins angrenzende Wohnzimmer, so blickten aus Goldrahmen Ahnen mit hochgezogenen Brauen und einem im Lauf der Jahrhunderte erstarrten Lächeln auf die kleine Besucherin herab. Sie schauten uns nach, wenn wir ins sogenannte «Balkonzimmer» gingen, wo die eiserne Schatztruhe mit dem grossen Schlüssel stand. Sie enthielt Familiendokumente, darunter Lehensverträge mit dem Dorf Weiningen, dessen Gerichtsbarkeit die Familie Meyer von Knonau von 1432 bis 1798 inne hatte. Mit dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft ging dieses Privileg verloren. Und doch hielt sich die Erinnerung an die alten Beziehungen über ein volles Jahrhundert hin in einer schlichten Begegnung der einstigen Kontrahenten. Jeden Herbst erschienen zwei wackere Weininger, Vater und Sohn Wiederkehr, mit einer Fuhre Bürdeli für die Kachelöfen und Wintergemüse: Kohl, Rotkraut, Sellerie und Lauch. Hatte man alles gebührend verstaut, so wurden die Besucher vom Hausherrn herauf gebeten und mit einem Gläschen Malaga regaliert; in der ehrerbietigen Haltung der Wiederkehrs war noch das alte Lehensverhältnis spürbar.

Durch Frau Bertha, die mir alle diese Schätze der Wohnung erklärte, hörte ich zum ersten Mal reines Hochdeutsch. Sie stammte aus dem preussischen Torgau und war als blutjunge Frau nach Zürich gekommen.

Wie hatte es sich gefügt, dass der durch Abstammung und Beruf mit seiner Vaterstadt Zürich auf das engste verbundene Meyer von Knonau sich eine Gattin aus Norddeutschland holte?



Marktplatz von Belgern mit Rathaus und Apotheke

(Skizze von Rudolf Rahn)

Von rechts: Die Studiosi Rudolf Rahn, Gerold Meyer von Knonau, Adolf von Orelli.
Bildmitte: Die Schwesterchen Lina und Berta Held.

Die Nächstbeteiligte, Frau Bertha, erzählte es mir im Lauf der Jahre. Eine erste Begegnung führte nach dem kleinen Elbestädtchen Belgern und dort in die Apotheke am Marktplatz. Die Frau Apothekerin war eine Tante von Gerold Meyer von Knonau, Schwester seiner Mutter. Diese Tante Jetty, eine «Rosen-Meyer»[4] aus der Apotheke in der Augustinergasse in Zürich, hatte dort einen deutschen Provisor namens Raue kennen gelernt und war ihm als Gattin nach seinem Heimatort gefolgt.

Trotz räumlicher Entfernung blieben die Schwestern durch gelegentliche Besuche in Kontakt. Als nun Gerold an deutschen Universitäten historischen Studien oblag, wurde die Raue'sche Apotheke für ihn und seinen zu gleicher Zeit in Deutschland Kunstgeschichte studierenden Freund Rudolf Rahn, zum gern aufgesuchten Ferienquartier. Es waren reiche, erfüllte Jahre, die Gerold zwischen dem Studium an den Universitäten Bonn, Berlin und Göttingen und genussvollen Reisen mit Freund Rahn nach sowohl für den Historiker wie den Kunsthistoriker lohnenden Zielen verlebte. Nach dreijährigem Studium schloss er in Göttingen mit einer in Fachkreisen Aufsehen erregenden Dissertation über den mittelalterlichen Chronisten Nithard ab und kehrte nach Zürich zurück.

Aber es war nicht nur eine Ausbeute gelehrter Studien, die der junge Doktor mit nach Hause brachte. Es gab dabei auch Erinnerungen an Erlebnisse, die mit Wissenschaft nichts gemein haben. Vor allem an jene Begegnung mit einem anmutigen, noch kindlich jungen Wesen: Bertha Held.

Diese Begegnung hatte im Haus seiner Tante Jetty stattgefunden. Zum engsten Freundeskreis der Raue'schen Apotheke gehörte eine verwitwete Frau Hauptmann Held mit ihren beiden Töchterchen, von denen die jüngere, Bertha, das Wohlgefallen des Studiosus Gerold erregte. Aufgeweckt, schlagfertig, konnte sie dem angehenden jungen Historiker alle siegreichen Schlachten Preussens mit ihren Daten wie am Schnürchen hersagen. Von da an nannte sie Gerold im stillen nur noch das «Hexlein», in Anlehnung an das Hebel'sche Gedicht, in dem ein blondlockiges Mädchen einen Jüngling verzaubert. An mögliche Konsequenzen dieser jugendlich-schwärmerischen Gefühle dachte er damals noch nicht.

In Zürich war seine Mutter inzwischen vom Rennweg, wo sie nach dem Tod des Gatten einige Jahre mit dem Sohn wohnte, in das

---

[4] Die Familien Meyer von Knonau und die «Rosen-Meyer» waren nicht verwandt.

Goedecke-Haus an der Seefeldstrasse umgezogen. Alles hatte sie zum Wohlbefinden des sehnlich Erwarteten vorgekehrt, selbst die seiner Kurzsichtigkeit Rechnung tragende Höhe des Schreibtisches und des zugehörigen niedrigen Sessels. Dem aus ältestem, vornehmstem Zürchergeschlecht stammenden, beruflich glänzend ausgewiesenen jungen Gelehrten öffneten sich nun alle Türen. Durch seine Habilitation wurde er in einmütiger Wahl schon im folgenden Jahr Dozent an der Universität seiner Vaterstadt. Nur wurde ihm nach seiner Antrittsvorlesung nahegelegt, sich fürderhin einer Brille zu bedienen. Auch die Berufung in öffentliche Ämter, Gesellschaften und Vereine liess nicht auf sich warten. Alles deutete auf künftige glückliche Jahre an der Seite der geliebten Mutter. Da traf ihn unversehens ein schwerer Schlag: Emerentia Meyer von Knonau erlag nach einmonatigem Krankenlager dem Typhus.

Diese Krankheit trat damals in Zürich häufig auf. Private Haushaltungen besassen noch keine Wasserleitungen. Das Wasser wurde bestenfalls Brunnen mit Quellwasser oder kleinen Zuflüssen, aber auch dem See und der Limmat entnommen und meist ungekocht verwendet. Daher waren Infektionen von Haus zu Haus, von Person zu Person durchaus erklärlich. Selbst mein Geburtshaus erhielt erst anfangs der neunziger Jahre eine Wasserleitung und ein nach heutigen Begriffen primitives Badezimmer, für welches das Badewasser durch einen mit Holz geheizten Ofen erwärmt wurde. In der Stadt gab es noch keine Kanalisation. Im Seitentrakt des Hauses, Wand an Wand mit der Waschküche, befand sich ein stilles Gelass. Darin standen drei zylindrische grosse Metallgefässe in der Fallrichtung der «Örtchen» aller drei Etagen. Diese Gefässe wurden durch die sogenannte Kübelabfuhr geholt, deren Brückenwagen mit Glockengeläute durch das rückseitige Gartentor in den Hof hinein fuhr. Dann betraten die «Kübelmannen» den erwähnten Raum und beluden sich mit je einem Gefäss. Behutsamen Schrittes, Fuss vor Fuss setzend, gingen sie hierauf mit der widerlichen Fracht zum bereitstehenden Gefährt. Der Inhalt der Kübel diente dann als Dünger weit draussen auf landwirtschaftlichen Betrieben.

Gerold Meyer von Knonau hauste nach dem Tode seiner Mutter vereinsamt, nur mit dem getreuen, alten Familienfaktotum Vreneli in seiner nun allzu grossen Wohnung. Wohl versuchte er dieser Einsamkeit Herr zu werden, indem er zwei Kinder bei sich aufnahm: Eine Grossnichte Vreneli's, Anneli Hürlimann, und seinen jungen Vetter Louis Meyer aus St. Gallen, der in Zürich-Riesbach die Sekundar-

schule besuchte[5]. Aber wie hätten Kinder die geliebte Mutter und den Gedankenaustausch mit einer mitfühlenden Gesprächspartnerin ersetzen können? So war es kein Wunder, wenn das «Hexlein» von einst durch seine Träume zu geistern begann. Er beschloss, eine Reise zu Tante Raue zu unternehmen, um Bertha Held wieder zu sehen.

Bertha war unterdessen zum anmutigen jungen Mädchen erblüht. Sie wurde in Dresden in einem Herrenhuter Institut erzogen und sollte sich dort zur Lehrerin ausbilden. Bald entwickelte sie sich zu einer Musterschülerin. Als man bei einer öffentlichen Feier die Prämie für die beste Schülerin der Stadt Dresden, den begehrten «Sophiendukaten», verlieh, fiel er Bertha Held zu. Sie erzählte mir, wie sie, hinten im Saal in der Reihe der Schüler sitzend, überraschend ihren Namen nennen hörte. Sie habe sich erhoben und sei den Mittelgang nach vorn geschritten, um die Auszeichnung von einem Regierungsvertreter entgegen zu nehmen. Dabei küsste sie dem würdigen Herrn spontan die Hand. Für dieses durchaus richtige Verhalten lobte die Vorsteherin des Herrenhuter Instituts Bertha sehr. In jeder Situation das Passende zu tun war, eine bezaubernde Gabe, die ihr das Schicksal in die Wiege gelegt hatte. Sie gewann ihr bis ins hohe Alter viele Herzen.

Beim Wiedersehen mit ihrem Jugendbekannten Gerold Meyer von Knonau bei Tante Raue blieb die siebzehnjährige Bertha zunächst unbefangen. Er aber dachte: Das «Hexlein» und keine andere. Vorerst hielt er Berthas Jugend wegen mit seiner Werbung noch ein Jahr zurück. Dann aber ging der schicksalshafte Brief nach Torgau ab, in dem er Frau Hauptmann Held um die Hand ihrer jüngeren Tochter bat. Als dieses Schreiben, adressiert in der wohlbekannten Gelehrtenschrift, ankam, tanzten die munteren Schwestern Held damit in der Stube herum und riefen wie aus einem Munde: «Ach, ein Brief von Herrn von Meyer! Gewiss hält er um eine von uns an.» Dabei sprach die Ältere, Lina: «Wenn er mich will, ich nehme ihn nicht.» Die jüngere dagegen, Bertha, sagte treuherzig: «Doch, ich glaube, ich würde ihn nehmen.» Beide Reaktionen sind verständlich. Mit den schneidigen Offizieren jener Militärkaste, der die Held'schen Mädchen als Töchter eines preussischen Hauptmanns nahe standen, konnte sich der schlicht auftretende junge Schweizer Gelehrte nicht messen. Das Gewicht seiner Persönlichkeit lag auf einem anderen, äusserlicher Brillanz entgegengesetzten Gebiet. Es war die Ausstrahlung sei-

---

[5] Späterer Direktor des Gewerbemuseums in Aarau, L. Meyer-Zschokke.

ner hervorragenden geistigen Gaben und einer von Grund auf vornehmen Gesinnung, die jeden in den Bann zog. Dies muss auch die junge Bertha verspürt haben.

Für Frau Hauptmann Held, früh verwitwet, nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet, war die Aussicht, ihre Tochter einem würdigen Mann anvertrauen zu können, ein Lichtblick. Und da Bertha spontan Sympathie für den Bewerber bekundet hatte, zögerte sie nicht, ihren mütterlichen Segen zu der Verbindung zu geben – allerdings nicht ohne leise Bedenken wegen Berthas grosser Jugend. Aber als fromme Natur schloss sie ihr Antwortschreiben mit dem erbaulichen Satz: «Und so wollen wir auch dies vertrauensvoll Gott überlassen.»

Dieser Brief mit dem Jawort, von Gerold Meyer mit brennender Ungeduld erwartet, erreichte den Adressaten auf einer Italienreise im Sommer 1872 nach etlichen Irr- und Umwegen in Florenz. Er traf zugleich mit seiner Ernennung zum Ordinarius der Universität Zürich ein. So konnte er nun, auf doppelte Weise beglückt, die Heimreise in seine Vaterstadt antreten.

Nach Neujahr 1873 traf in Torgau eine Rolle von schönstem weissem Lyoner Seidenstoff ein, so reichlich bemessen, dass sich daraus für die zierliche Braut ausser dem Kleid noch eine mehrere Meter lange Schleppe ergab. Diese musste sie über das fehlende Brautbukett hinweg trösten, das der gelehrte Bräutigam zu beschaffen völlig vergessen hatte. Um nicht mit leeren Händen vor den Altar zu treten, trug sie ein kleines, in weisses Saffianleder gebundenes Gesangbuch in der Rechten. Die Hochzeitsreise, verbunden mit einer Studienreise des Ehegatten, führte die Neuvermählten pausenlos von Ort zu Ort. Die junge Frau muss aufgeatmet haben, als sie endlich Zürich und die Wohnung erreichte, in der sie künftig als Herrin schalten und walten sollte.

Die Eingewöhnung in die neue Heimat fiel ihr nicht leicht. *Alles* war ihr fremd: Landschaft, Sitten und Gebräuche, vor allem die Sprache. Als sie einmal an einem Sonntag verdächtig früh aus dem Gottesdienst im Grossmünster zu ihrem einer Erkältung wegen daheim gebliebenen Ehegatten zurückkehrte, gestand sie dem Bestürzten, sie habe sich mitten aus der Predigt davon gemacht, weil ihr das Kanzeldeutsch des Herrn Antistes F. völlig unverständlich gewesen sei. Auch die förmlichen, sonntäglichen Familienessen wurden ihr zur Qual. Nach einem solchen setzte sie sich einmal temperamentvoll mit ihrem Mann auseinander und klagte bitter, dass er sie in dieses steif-

leinene Zürich verpflanzt habe. Doch nach und nach entdeckte sie die Vorzüge ihrer neuen Heimatstadt. Durch den Verkehr in Universitätskreisen, in der deutschen Kolonie, in der Antiquarischen Gesellschaft, vor allem in der Gesellschaft der «Schildner zum Schneggen» begann die Erinnerung an die Garnisonstadt Torgau mit ihren flotten Offizieren zu verblassen. Ich habe Bertha Meyer nur als fröhliche, mit ihrem Los restlos ausgesöhnte jugendliche Frau gekannt.

Ihren Haushalt führte sie ausgezeichnet. Bei Einladungen wusste sie auf die feinste Art, Gastfreundschaft zu üben, klug vorausplanend und die vorhandenen Möglichkeiten ausnützend. Im Spätherbst löste jährlich eine stattliche Martinigans kulinarische Probleme, von Mama Held in Torgau besorgt und wohlverpackt nach Zürich spediert. Die Damen Held, Mutter und Tochter, behielten allemal das leichtverderbliche sogenannte «Gänseklein» zurück, nämlich Leber, Herz und Flügel und hatten daran ihrerseits eine kräftige Mahlzeit. Aber nicht nur praktische Fähigkeiten zeichneten Bertha Meyer aus. Sie wurde auch in geistiger Hinsicht mehr und mehr zur unentbehrlichen Gehilfin ihres Mannes. Mit ihrer klaren Schrift schrieb sie seine sämtlichen Werke für den Druck ins Reine. Denn nur sie und ein einziger Setzer in St. Gallen vermochten seine fast gotisch anmutenden Schriftzüge zu entziffern. So war sie indirekt Mitarbeiterin an einem imposanten, historischen Werk, das bis heute seine Gültigkeit behalten hat.[6]

Meyers Amt als Obmann der «Schildner zum Schneggen» trug auch uns Kindern Erfreuliches ein. Er brachte uns jedes Jahr vom «Grossen Bott» einen «B'haltis» mit. Einmal war es die oberste, fähnchengeschmückte Zinne eines Nougatschlosses, das der kunstfertige Herr Sprüngli für den solennen Anlass als Dessert erbaut hatte. Auch erhielten wir stets am «Karlitag» durch unseren Gönner einen prächtigen Zopf, als Ersatz der Weggli, die Karl der Grosse, wenn er elf Uhr läuten hört, von seinem Hochsitz am Grossmünster braven Kindern als Geburtstagsgabe hinunter wirft.

1871 übernahm Gerold Meyer von Knonau in Nachfolge des greisen Ferdinand Keller das Präsidium der «Antiquarischen Gesellschaft». Ins letzte Amtsjahr Kellers fällt eine lustige Geschichte. Beim Ausflug der «Antiquarischen» mit Ausgangspunkt Kloten warteten die versammelten Teilnehmer am Hauptbahnhof lange vergeblich auf den Präsidenten. Kurz vor Abfahrt des Zuges erschien er eilenden Schrittes, nicht allein, sondern mit einem zweijährigen Mädchen auf dem

---

[6] Vermutlich handelte es sich um den Verlag Zollikofer.

Arm. Wie in aller Welt war er zu diesem Anhängsel gekommen? Die Erklärung liess nicht auf sich warten. Eine junge Mutter, die im gleichen Haus wie Keller wohnte, deponierte jedesmal im Studierzimmer des gutmütigen Junggesellen ihr Kind für kürzere Zeit, wenn es sie nach einem Schwatz mit ihrer nicht allzu weit entfernt lebenden Freundin gelüstete. Nun hatte Keller an diesem Tag den geplanten Ausflug seiner Gesellschaft völlig vergessen und erinnerte sich erst daran, als er bereits in trautem «Tête-à-Tête» mit seiner kleinen Besucherin war. Was tun? Zurücklassen konnte er sie nicht, also nahm er sie auf den Arm und eilte mit fliegenden Rockschössen nach dem Hauptbahnhof, um in letzter Minute den Zug noch zu erreichen. Wohl oder übel musste nun sein Mitbringsel den Ausflug als jüngste «Antiquarin» mitmachen. In Kloten bemühte man sich, ein geeignetes Vehikel aufzutreiben, um sie bequemer mitführen zu können. Diese Episode liess der für seine brillianten Schnitzelbankverse berühmte Literaturprofessor Blümner an der nächsten Jahresversammlung in Versen aufleben:

«Und drauf durcheilten schnelle Boten
Nach einem Kinderwagen die Gemeinde Kloten.»

So machte allerlei Kurzweil bei Gesellschaftsanlässen und im Freundeskreis der vitalen Bertha Meyer das anfangs als nüchtern empfundene Zürich schmackhaft. Das Zusammenleben des Paares gestaltete sich im Lauf der Jahre auf das glücklichste. Der einzige Wermutstropfen darin war, dass ihm die eigenen Kinder versagt blieben. Nie wurde ein Wort darüber verloren. Und doch glaube ich, dem letzten Spross eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter Zürichs sei der Gedanke schmerzlich gewesen, dass sein Stamm mit ihm erlöschen sollte. Noch heute steht mir eine symbolische Handlung vor Augen, obwohl ich deren Tragweite damals noch nicht begriff: Von seiner Gattin gedrängt, schenkte mir Professor Meyer an einem denkwürdigen Morgen im Studierzimmer sein geliebtes Kindertässchen aus Schoorenporzellan. Doch er trennte sich nur zögernd von ihm. Denn mit dieser Geste begrub er die letzte Hoffnung auf eigene Nachkommen. Wer hätte die Schwere dieses Schicksals besser gekannt als er, der aus der Geschichte wusste: Weder bei Völkern noch bei Familien fragt das Geschick nach Wünschen. Dem Einzelnen bleibt es überlassen, sich seinen geheimen Gesetzen zu beugen. Hochgemut fasste dies Nanny von Escher in die Worte: Lieber möge ein Geschlecht wie das der Meyer von Knonau mit einer Höhenwande-

rung zu Ende gehen, als im Abstieg in unrühmliche Niederungen. Sie, ebenfalls ein ehrenvoll bekanntes letztes Blatt am Stamm der Familie Escher-von Meiss, durfte dies von ihrer stolzen Albishöhe herab wohl sagen.

Nun war also uns, den kleinen Hausgenossen, an Stelle eigener Nachkommen die väterliche Zuneigung des Kinderlosen zuteil geworden. Er, Leitbild jener Jahre, prägte unser kindliches Gemüt in mannigfacher Weise. Es sind die frühen Eindrücke, die zählen und unsere Haltung im späteren Leben mitbestimmen.

Ein Sonntagnachmittag zu Ende der Neunzigerjahre beleuchtet den Familiensinn Gerold Meyers. Wir sind mit ihm und seiner Gattin zu einem Gesellschaftsspiel um den runden Esszimmertisch seiner Wohnung versammelt. Es stammt noch aus der Kinderzeit des kleinen Gerold, der – inzwischen längst gross und berühmt geworden – als einer der eifrigsten an dieser Lustbarkeit teilnimmt. Auf einem zierlich bemalten viereckigen Karton prangen, schneckenförmig angeordnet, die verschiedenartigsten Tiere. Da ist vom afrikanischen Löwen bis zum australischen Wombat die ganze Arche Noah vertreten. Jedes Tier hat seine Stimme. Nur der unbeliebte Krebs bleibt stumm. Zudem hat er die fatale Eigenschaft, den Spieler, der in seinen Bereich gerät, um drei Felder zurück zu werfen. Die andern Tiere aber rücken unter Schnattern, Wiehern und Blöken zielstrebig Feld um Feld dem Zentrum zu, einem lauschigen, kleinen Garten Eden, worin man nach den Gefahren der Reise nun sicher und geborgen verweilen darf.

Uns Kindern war dies so beneidenswerte Los nicht beschieden. Zwar wies uns nicht der Engel mit dem feurigen Schwert aus unserem Kindheitsparadies fort. Der Exodus wurde durch einen Beschluss unseres Vaters eingeleitet, mit seiner Familie nach Sizilien auszuwandern.

Nach dem Tode von Grosspapa Steinfels schied er aus der schwiegerelterlichen Seifenfirma aus, wo er zwölf Jahre Chemiker gewesen war. Nun gedachte er, als Teilhaber seiner älteren Brüder Carl und Willy im ehemals väterlichen Exporthaus Baller in Messina eine neue Tätigkeit zu finden. Für Mutter und uns Kinder folgte ein schmerzliches Sich-Loslösen aus dem Wurzelgrund der Heimat. *Alles* mussten wir verlassen, die vertraute Umgebung, die Freunde, meine Geschwister ihre Gespanen und Schulkameraden. Ein Schicksal, das unfreiwillig Millionen von Heimatvertriebenen des zwanzigsten Jahrhunderts zu erdulden hatten. Musste es sein? Müssige Frage. Die Würfel waren gefallen.

An einem trüben, wolkenverhangenen Märzmorgen des Jahres 1900 fuhren zwei Droschken vor, um unsere kleine Reisegesellschaft, Eltern, Kinder sowie die beiden deutschen Diestmädchen samt dem Gepäck zum Hauptbahnhof zu befördern. Dort trafen wir auf Vaters getreuen Freund und Studienkameraden, Professor Karl Emil Hilgard. Er war gekommen, um Abschied zu nehmen und uns bis Arth-Goldau das Geleit zu geben. Dann stieg er aus und stand auf dem Perron, eine vertraute Gestalt, Sinnbild all dessen, was wir nun schweren Herzens hinter uns liessen. Aus dem Wagenfenster des gen Süden rollenden Zuges sahen wir ihn, sein tränennasses Schnupftuch schwenkend, bis er bei der nächsten Biegung des Schienenstranges den Blicken entschwand. Er, von uns Kindern zärtlich «Higi» genannt, auch er blieb nun hinter der trennenden Schranke des Alpenmassivs zurück, dem granitenen Riegel zwischen Nord und Süd, zwischen Heimat und Fremde, behüteter Kindheit und einer Jugend im unbekannten Land.

In kindlicher Sorglosigkeit erholte ich mich bald von dieser Abschiedszene. Es gab auf der Reise nach Genua, wo wir uns einschiffen sollten, des Neuen, Interessanten genug, um ein Kind meines Alters abzulenken. Und als Talismann reiste ja in meinem Köfferchen das Abschiedsgeschenk des lieben Hausgenossen Meyer von Knonau mit: ein Buch des «Strubelpeter»-Autors, Dr. Hoffmann in Frankfurt, betitelt «König Nussknacker und der arme Reinhold». Auf der ersten Seite trug es in der Gelehrten-Handschrift des väterlichen Freundes die Widmung:

Unsere Freundin Erika
Reist jetzt nach Sicilia!
Sich zur Freude und zur Lehr'
nimmt sie über Land und Meer
Reinhold's Abenteuer mit.
Gott behüt' sie Schritt für Schritt!

G. M. v. K.
(am 7. März 1900, als Erika unser Gast war)

Die schützenden Mauern des Hauses an der Seefeldstrasse hatten wir nach dem Anbruch des neuen Jahrhunderts verlassen müssen. Damit schieden wir von dem kleinen Kosmos, der das bürgerliche Leben des ausgehenden 19. Saeculums im Querschnitt zeigt. Aber die freundschaftlichen Beziehungen überdauerten die Trennung, ein Beweis, dass das Menschlich-Geistige beständiger ist als Ort und Raum. In der Erinnerung wird es zur Wegzehrung für die Durststrecken durch eine veränderte Welt.